

Rezensionen

Werner ZANIER, Das Alpenrheintal in den Jahrzehnten um Christi Geburt. Forschungsstand zu den historischen und archäologischen Quellen der Spätlatène- und frühen römischen Kaiserzeit zwischen Bodensee und Bündner Pässen (Vorarlberg, Liechtenstein, Sankt Gallen, Graubünden). Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte Band 59: 331 [paginierte] Seiten. Mit 60 Textabbildungen. München 2006

Michaela KONRAD, Die Ausgrabungen unter dem Niedermünster zu Regensburg, durchgeführt und dokumentiert von Klaus Schwarz II. Bauten und Funde der römischen Zeit. Auswertung. Mit Beiträgen von Karlheinz Dietz, Michael Mackensen, Herbert Riedl, Andrea Rotloff und Eleonore Wintergerst. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte Band 57: 153 Seiten, 62 Tafeln, 3 Beilagen (in Tasche). München 2005.

Mit der Installierung eines neuen Forschungsbereiches in der Kommission zur vergleichenden Archäologie römischer Alpen- und Donauländer hat sich, wie der Autor im Vorwort ausführt (unpag. S. 9), nun ein weiterer thematischer Schwerpunkt etabliert, der auf die kulturellen Erscheinungsformen und deren Wandel in dem Jahrhundert vor und nach der Zeitenwende ausgerichtet ist und sich aus zeitlichen Gründen zunächst auf das Alpenrheintal konzentriert, um in weiterer Folge auf Teile Tirols und Südbayerns auszugreifen. Ein Ziel, dem W. Zanier intensive Studien gewidmet hat, die auch in andere Publikationen eingeflossen sind. Wissenschaftlich bestens ausgewiesen und prädestiniert, breitet der Verfasser das von ihm in der Fachliteratur erwähnte Material möglichst vollständig – so das akzentuierte Bemühen – aus. Daß die Bayerische Akademie in dieser Hinsicht mit profunden Werken vertreten ist, damals angeregt durch Joachim Werner, darf bei dieser Gelegenheit in Erinnerung gerufen werden.

Am Beginn der Erläuterungen steht das Kapitel „Verkehrsgeographie“ mit diversen Untergliederungen (S. 17–35). Die Pässe spielen dabei eine Rolle, über sie erfolgten die Übergänge nach Oberitalien. Insofern werden die Ergebnisse der Altstraßenforschung, verbunden mit dem problematischen und heiklen Thema Geleisespuren, resümiert. Vonseiten der antiken schriftlichen Überlieferung ergeben sich keine Anhaltspunkte, ob und wie die Pässe in frühromischer Zeit begangen wurden. Dies unterstreichen lediglich die Funde, die dort in großer Höhe zum Vorschein kamen. Besonders auffällig: Schleuderbleie mit Legionsstempelabdrücken (vgl. S. 48, Abb. 5). Darauf näher einzugehen,

Rezensionen

war Zanier ein Anliegen, hatte er doch in seiner Monographie aus dem Jahr 1998 und in einem Aufsatz den „Alpenfeldzug“ 15 v. C. bereits behandelt, indem er sich auf archäologische Quellen zu stützen versuchte, die den ungenügenden Bestand antiker Nachrichten ergänzen (müssen). Um darauf gleich Bezug zu nehmen: Die gestempelten Schleuderbleie stammen von den Legionen 3, 10 und 12, von denen jedoch nicht sicher zu behaupten ist, ob sie am Alpenfeldzug teilgenommen haben. Es trifft viel eher zu, daß die gestempelten Schleuderbleie, wie Zanier vorschlägt, als munitioniertes Material an jene Streitkräfte der römischen Armee geliefert wurden, die mit der Durchführung eines militärischen Einsatzes in die Alpenregion beauftragt worden waren (vgl. S. 49–51).

In der Darstellung des Alpenfeldzugs wird die lange Liste von Titeln aus der wissenschaftlichen Literatur aufgearbeitet und gewissenhaft referiert, sodaß jeder, der sich mit der früh-rätischen Provinzgeschichte zu beschäftigen beabsichtigt, auf die vielen Referenzen bequem zugreifen kann.

Der archäologischen Bewertung – sie nimmt den Hauptteil des Buches ein (S. 66–233) – stellt der Verfasser eine „Einführung“ in die historische Klimakunde voraus. Nicht zu Unrecht, da in neuer Zeit wichtige Impulse der Gletscherkunde, maßgeblich auch vertreten durch Forscher der Universität Innsbruck, für die Siedlungsgeschichte fruchtbar gemacht wurden. Hierauf werden die Fundorte mit faktisch greifbarer Spätlatène- und Frühkaiserzeit behandelt. Den Anfang nimmt das antike Brigantium, das unter der Leitung des seinerzeitigen Landesmuseumsdirektors E. Vonbank archäologisch verstärkt beobachtet und sondiert und von dessen Nachfolger im Amt, H. Swozilek, deutschen und österreichischen Fachwissenschaftlern anempfohlen wurde, sodaß während dessen Tätigkeit wichtige Fundaufarbeitungen erfolgen konnten, aus denen grundlegende Publikationen resultier(t)en. So auch eine Magisterarbeit über italische Sigillata – sie liegt nun in gedruckter Form vor¹ –, die Zanier ebenso heranzieht wie andere Funde. Dennoch: Es bleibt eine Reihe von Fragen, die sich ohne weitere Befundauswertungen und Sondierungen an neuralgischen Stellen – was wohl eher Wunschdenken ist – nicht befriedigend beantworten lassen (S. 87).

Eine verkehrsgeographisch wichtige Stellung behauptet Chur/Curia, dem Zanier ebenso wie Brigantium große Aufmerksamkeit zollt. Der umfangreiche Anmerkungsapparat zeigt schon an, daß die Schweizer Forschung viel Arbeit in diese archäologisch wesentliche Stätte investiert hat (S. 88–100). Trotz des

1 F. SCHIMMER, Die italische Terra Sigillata aus Bregenz, Brigantium. SchriftenLandesmus Vorarlberg A8 (Bregenz 2005).

wissenschaftlichen Aufwands und der Bemühungen der Fachleute läßt sich keine konkretere Aussage im Hinblick auf die „Übergangszeit“ von der Eisen- (Latène-) zur römischen Zeit erzielen, als dies in Bregenz möglich war.

In den unter der Bezeichnung bekannten Walenseeturmen, deren Funktion oftmals diskutiert worden war, sieht der Verfasser – wie andere Wissenschaftler ebenfalls – Militärposten entlang der wichtigen Route zwischen Bündner Pässen und Nordwestschweiz (S. 102–119). Ehe mit Fundplätzen in der Schweiz fortgefahren wird, führt Zanier einige auf heute Vorarlberger Boden gelegene an. Bruggen beispielsweise ist wegen seines im frühen 19. Jahrhundert entdeckten Schatzes von 100 römischen Münzen, darunter welche aus Silber, in einschlägigen Fachkreisen bekannt geworden.

Anhand der Fundensembles aus der Crap Ses-Schlucht im Kanton Graubünden wird die Problematik einer militärhistorischen Deutung und Auslegung bewußt gemacht. Trotz unanfechtbarer Funktionsfixierung der gefundenen Objekte (vgl. S. 196f., Tab. 1: Abb. 57) bleibt weiterhin ungelöst, ob sie mit einem bestimmten Ereignis des Alpenfeldzugs zusammenhängen. An der Datierung in augusteische Zeit wurde nicht gerüttelt: Zeltheringe, Geschoßspitzen, Schleuderbleie, Schuhnägel², Hellebardenaxt, Laubmesser, in denen der Unbedarfte ja nicht unbedingt die überzeugendsten Vertreter einer Feinchronologie vermutet, werden in dem Zusammenhang herangezogen. Der Verfasser artikuliert den mit den Fundensembles behafteten Unsicherheitsfaktor auf der Karte mit dem Signet eines fraglichen Militärplatzes frühromischer Zeit (Beilage 1, G 6). (Nur nebenbei: Wer sich mit Militaria und Objekten, wie sie aus der Crap Ses-Schlucht angeführt wurden, beschäftigen möchte, findet im Anmerkungsapparat eine äußerst umfangreiche und wohl kaum ergänzungsbedürftige Auflistung von Belegen, siehe S. 199–201 Anm. 1345–1356).

Dem weiteren Fundmaterial wird gehörige Aufmerksamkeit zuteil: Münzen, Fibeln, Keramik, Glasarmringe, Negauer Helme, Hellebardenäxte und Lanzenspitzen bilden die jeweilige Basis für Überlegungen im Hinblick auf Vorkommen und Datierung. Besonders den Erläuterungen zur sogenannten Graphittonkeramik ist Interesse zu widmen, da diese Art der spätlatènezeitlichen Gefäßproduktion in unserem Gebiet häufig vertreten ist. Im Laufe der Ausgrabungen in Linz fand sich Kammstrichkeramik häufig vergesellschaftet mit Sigillaten des 1. Jahrhunderts, weshalb, wie der Autor – Beobachtungen aus anderen Fundorten bestätigend – festhält, mit ihrem Vorkommen bis in das 2.

2 A propòs Schuhnägel: In der neuesten Literatur werden sie als „Quellengruppe der Militaria“ für die Zeit der Germanenfeldzüge angesprochen: T. GRASSET, Archäologische Ausgrabungen auf zwei neu entdeckten Fundplätzen der augusteischen Übergangsperiode in Thüringen: EAZ 48 (2007), 163–185, bes. 171 (Zitat).

Rezensionen

Jahrhundert n. C. gerechnet werden kann (vgl. S. 222). Außerdem wird die Herkunftsfrage des Graphittons, aus dem die spätlatènezeitliche Kammstrichware nebst graphitfreier erzeugt worden war, aufgegriffen. Antworten darauf gaben teils naturwissenschaftliche Untersuchungen wie Neutronenaktivierungsanalyse und Spektroskopie, denen zufolge mit häufig lokaler Herstellung zu rechnen ist.

Ein weiterer großer Abschnitt resümiert unter dem Titel „Zusammenfassende Bemerkungen zu verschiedenen Themen“ die Ergebnisse, die sich aus dem vorhin diskutierten archäologischen Material formulieren lassen (S. 234–280). Diese betreffen die Militärgeschichte (Alpenfeldzug), Siedelwesen (S. 239–253), Religion und Kult (S. 252–255), Wirtschaft (S. 256–266) und Romanisierung (S. 266–280). Wenden wir uns kurz letzterer zu.

Der Autor erklärt die unterschiedlichen Positionen der Forscher, die sich mit diesem Thema auseinandergesetzt haben und belegt jeden Schritt der Erläuterungen mit einer Fülle von Anmerkungen vom gleichsam Übergeordneten bis zum Lokaldetail, um daraus eine ausgewogene Stellungnahme abzuleiten. Demnach können in dieser von Gebirge, Tälern und Flußebene bestimmten Landschaft keine verbindlichen Momente vorgebracht werden, die eine tiefer verankerte Romanisierung glaubhaft erscheinen lassen. Es dürfte auch gar nicht die Absicht Roms gewesen sein, ein neues Kulturbewußtsein dort schaffen zu müssen, wo es genügte, mit der einheimischen Bevölkerung einen *modus vivendi* gefunden zu haben, um die Wegverbindungen über die Alpenpässe sichern zu können. Das mußte offenbar auch bedeutet haben, daß die Einheimischen von den intensivierten, von Rom aus gesteuerten Bewegungen von Süden nach Norden und umgekehrt und den daraus resultierenden Vorteilen profitierten. Dazu bedurfte es nicht der Schaffung eines neuen Kultur- oder Identitätsbewußtseins unter römischen Standarten, auch keiner Urbanisierungswelle, die die naturräumlichen Gegebenheiten ohnedies, wenn nicht ganz verhinderten, so doch sehr stark eingeschränkt hätten, sondern einer gewissen Einigkeit der einheimischen Bevölkerung, die nach dem Prinzip „*do ut des*“ ihre Vorteile wahrgenommen haben. Und diese äußern sich unter anderem in archäologisch greifbarem Sachgut, das Eingang in diesen Teil Rätiens gefunden hat. Was alles noch damit verbunden war, entzieht sich unserer Kenntnis. Auffällig ist die ausgesprochene Armut lateinischer Inschriften, auf die der Verfasser ausdrücklich hinweist, ohne die Möglichkeit außer Acht zu lassen, daß diese vielleicht auf das einstige (dominierende?) Vorhandensein vergänglichen Materials, etwa von Holz, über das eine Gebirgsregion reichlich verfügte, zurückgeführt werden könne (vgl. bes. S. 278 mit Anm. 1904). Gar manche Anregung wird so dem Mitforscher geboten, den gleiche Probleme in anderen Provinzen des *Imperium Romanum* beschäftigen mögen.

Die Zusammenfassung in Deutsch (S. 281–284) und Englisch (S. 285–288) bringt das Wesentliche in komprimierter Form. Listen mit dem Verzeichnis von Fundorten und Fundplätzen (S. 289–294), von diversen Funden und Münzen (S. 295–301), ein langes Abkürzungsverzeichnis (S. 302–319), Abbildungsnachweis (S. 320–322) und ein Ortsregister (S. 323–331) beschließen das Buch, dessen Verfasser sämtliche Unterlagen und Dokumente, faktische wie schriftliche, penibelst zusammengetragen hat, um sie in angenehm sachlicher, nie polemischer Weise vor dem Leser darzulegen und – in wörtlichem Sinn zu verstehen – wahrlich auszuloten, ohne irgendwie nur einen Satz, eine Passage aufdringlich formuliert zu haben. Auch dafür ist ihm zu danken – vom Übrigen, das die Monographie erwerbens-, studierens- und lesenswert macht, einmal abgesehen. Daß das Buchregal nach Erwerb dieser wichtigen Publikation um 2,5 cm nun weniger Platz aufweist, wird der Interessierte mit großem Wohlwollen registrieren.

Das nach einer längeren Aufarbeitungskampagne entstandene Buch von Michaela Konrad ist der Darstellung der römischen Funde und Befunde im Bereich des einstigen Legionslagers von Regensburg, dem Sitz der Legio III Italica, gewidmet. Durch die Ausgrabungen von Klaus Schwarz im Niedermünster zu Regensburg wurde ein Einblick in die zeitliche Abfolge ermöglicht, über die der Ausgräber vor einigen Jahrzehnten kurz berichtet hatte. Demnach konnte er drei Phasen namhaft machen, die von der Gründung des Lagers bis in die Spätantike weisen (vgl. S. 14–17). Demgegenüber nimmt die Autorin, durch eine Reihe einschlägiger Veröffentlichungen und Arbeiten der Fachwelt bestens bekannt, eine differenziertere Haltung ein, die auch aufgrund eines mit den damaligen Verhältnissen verglichen vermehrten Wissensstandes über Material und Militärgeschichte erklärbar ist. Hier werden die Ergebnisse der Befundauswertungen prägnant vorgelegt, während dem in Druckvorbereitungen befindlichen Band I der Ausgrabungen die Plandokumentation vorbehalten sein soll (S. 18). Den Grund für das „Hysteron proteron“, um einen Begriff aus der Philologie zu verwenden, erfährt der Leser im Vorwort von G. Ulbert und C. S. Sommer (S.10). Insofern kann der eine oder andere Verweis der Autorin auf die Plandokumentation (als Band I avi- siert) noch nicht nachvollzogen werden.

Die älteste Bauphase des Legionslagers (S. 18 schreibt die Autorin „... des älteren Kastells ...“) stellen wie üblich Gräbchen und Pfostengruben dar, die zu Barackengrundrissen ergänzt wurden (S. 19, Abb. 6). Die Fußböden bestanden aus einem Lehmestrich. Die aus Lehm und Holz errichteten Bauten wurden zerstört und planiert. Trotzdem hat man allem Anschein nach bei der Errichtung von Steinbaracken auf die Vorgängerbauten Bezug genommen und

Rezensionen

die Lagergassen positionsmäßig beibehalten. Die erschließbare Barackenlänge betrug ca. 8–8,5 m³, die Breite um die 5 m (S. 22).

Auf Steinfundamenten aufgebaut waren dann die Baracken der mittleren Kaiserzeit. Vier davon ließen sich befundmäßig ergänzen. Zwischen äußeren Baracken und mittlerem Block verliefen Lagergassen von 4,5–5,3 m Breite. Ein Brand bereitete auch diesen Bauten ein Ende, deren Aufgehendes aus Fachwerk bestand. (S. 23–27, Abb. 8–10.)

Der Spätantike wurden zwei Bauphasen zugeordnet. Deren ältere ist durch teils weiterbenutzte Vorgängermauern, die jüngere durch mit Lehm gebundene Mauern und Kanalheizungen⁴ greifbar. Diese Differenzierung hat der Ausgräber noch nicht vornehmen können. (Für den Leser hätte sich die Nummerierung der Baracken 2 und 3 in Abb. 11, S. 28 empfohlen). Die jüngere spätrömische Adaptierung der Baracken nahm, was auffiel, keine Rücksicht auf ein einheitliches Nutzungs- und Begehungsniveau. Der Unterschied macht bis nahezu einen Meter aus (S. 30).

Das vom Ausgräber damals als „Schwarze Schicht“ konstatierte Stratum signalisiert, angereichert mit Bauschutt der früheren Phase, einen späten Nutzungshorizont, der mit dem Früheren funktionsmäßig nichts mehr zu tun hat (S. 32–34, Abb. 14). Dies legte „die Errichtung leichter Pfostenbauten...“ nahe, die in die Völkerwanderungszeit (?) datieren (S. 32).

Damit ist das Wesentliche über die Phasen gesagt, die im Band I anhand der Pläne dokumentiert sind. Im folgenden geht es um ausgewählte Fundobjekte. Sie wurden für die Datierung herangezogen.

Den Beginn machen dabei die über 500 Münzen, deren Bestimmung bereits 1978 erfolgt war (FMDR I 3; s.S. 35, Anm.6). Die jüngsten Gepräge unter der „Schwarzen Schicht“ stammen aus dem frühen 5. Jh. (S. 39).

H. Riedl legt die Sigillaten vor (S. 39–56). Süd- und Mittelgallien, Heiligenberg und Rheinzabern sind prozentuell unterschiedlich vertreten. Als Spätware werden rädchenverzierte Sigillaten aus den Argonnen angeführt, die donauabwärts bislang nur vereinzelt aufscheinen. Sporadische Belege aus jüngerer

3 Die Verfasserin verwendet in dem Zusammenhang die Fachbezeichnungen *papilio* und *arma*, deren Bedeutung erklärt werden müßte. *Papilio* ist maskulin, demnach würde man S.22 unten erwarten „... während die westliche (Baracke) einen 4,6 m langen *Papilio* und 3,7 m lange *Arma* besäße ...“ Die *arma* (-orum) wären als Waffenabstellplatz zu verstehen, sind also - in gleicher Weise wie (die) *Principia* - im neutralen Plural verwendet; demgemäß auch im weiteren Text z. B. S. 23. S. 29. S. 99 so anzugeben. Ein Plural (*Armae* S. 29) ist in femininer Form schlichtwegs falsch. Zu *arma* vgl. z.B. A. JOHNSON, Römische Kastelle (Mainz 1987), 194, wonach von beiden Bezeichnungen, *papilio*(nes) und *arma*, nicht feststeht, ob sie „auf die festen Unterkünfte übertragen wurden“.

4 Die Heizungen sind zumindest partiell nachgewiesen (so eingetragen in Abb. 11, S. 28). Dennoch heißt es S. 30 oben: daß „die straßenseitigen Räume ... vermutlich mit Heizungen versehen wurden“.

sten Ausgrabungen am norischen Limes dürften wohl den Anschluß an die Belieferung Rätians mit dieser Ware andeuten⁵. Den verzierten folgen die glatten, barbotine- und glasschliffverzierten Sigillaten.

M. Mackensen beschäftigt sich mit „Fundexoten“, den Sigillataimporten aus Nordafrika, die erwartungsgemäß mit wenigen Belegen präsent sind (S. 57–59). Immerhin scheint sich auch von dieser Keramik abzuzeichnen, daß ihr Vorkommen von Flachlandrätien⁶ bis zum norisch-rätischen Grenzgebiet und weiter bis Noricum reicht⁷, was sie zwar nicht zur Massenware hochstilisiert, aber ihren bisherigen Exotenstatus anzukratzen beginnt. Rätische und rhein(länd)ische Keramik nebst Thymiateria vermutlich lokaler Provenienz sind in diesem Beitrag noch mitbehandelt (S. 59–61).

A. Rottloff legt die Glasfunde vor (S. 61–63), von denen ein wahrlich unscheinbares Stück als Kappe identifiziert worden ist: für die Spezialisten auf einen Blick erkennbar, für den Unbedarften überraschend, da die Form über die Funktion hinwegsehen läßt, und diese besagt eben, daß mit örtlicher Glasherstellung am Fundort zu rechnen ist. Mag man eine solche vielleicht auch einmal (heimlich) vermutet haben – jetzt ist sie in Regensburg faktisch bewiesen (vgl. S. 63, Taf.22 B6/540). Trachtzubehör und Schmuck schließen den Beitrag ab (S. 64f.)⁸.

Ein epigraphischer Beitrag ist K. Dietz zu verdanken, der sich mit Inschriften aus Regensburg wiederholt befaßte. Sowohl truppengeschichtliche als auch namenskundliche Details werden erörtert (S. 66–75). Derselbe Autor beschreibt auch die Ziegelstempel (S. 76–87)⁹.

Das letzte, größere Kapitel greift nochmals das Fundmaterial in Übersichten auf, um daraus die Phasen des Legionslagers von Regensburg abzuleiten. Mit welchem Vertrauen auf die Aussage(kraft) der Funde argumentiert wird, mag den reservierten Leser vielleicht überraschen. In Jahr(zehnte)genauigkeit werden die zeitlichen Grenzen für die einzelnen Bauphasen abgesteckt. So der inschriftlich abgesicherte Beginn des Legionslagers und der erste Zerstörungs-

5 Vor kurzem aus dem spätantiken Lentia bekanntgeworden. Diesbezüglich vgl. M. REITBERGER – O. H. URBAN – E. M. RUPRECHTSBERGER: FÖ 44 (2005), 544f.

6 Nach Erscheinen des Buches veröffentlichte M. MACKENSEN die *Africana* aus Augsburg: Nordafrikanische Sigillata der mittleren Kaiserzeit aus Augsburg: BayVgBl 72 (2007), 341–353.

7 Vgl. F. GLASER – C. GUGL, Ausgrabungen westlich der frühchristlichen Kirche extra muros in Teurnia: MChristlA 2 (1996), 15 Abb. 3. S. LADSTÄTTER, Afrikanische Sigillaten und Lampen aus Ovilava/Wels: CarnJb 1998, 51–63.

8 Eigentlich müßte unter der Überschrift Trachtzubehör und Schmuck (versal auf S. 64) der Name von A. ROTTLOFF aufscheinen. Im Inhaltsverzeichnis S. 6 fehlt ebenfalls der Name der Verfasserin nach „Trachtzubehör und Schmuck“.

9 Dieselbe Bemerkung Anm. 8 gilt auch für hier, wo S. 76 der Verfassername unter der Überschrift fehlt, während er im Inhaltsverzeichnis S. 6 ausgewiesen ist.

Rezensionen

horizont um etwa 250 (S. 88f.), der den terminus post für die darauffolgende Steinbauphase liefert. Deren Zerstörung setzt M. Konrad um 275 an. Ob die diesbezüglich herangezogenen Keramikfragmente (vgl. Taf. 12/1–2, 4, 7) dieses enge zeitliche Gerüst rechtfertigen, ist denn doch zu hinterfragen. Insbesondere bei Betrachtung der so bruchstückhaft überlieferten Keramik, die – isoliert und aus dem stratigraphischen Zusammenhang gelöst – eine eher größere Zeitspanne denn die angegebene abzudecken scheint.

Die zwei spätantiken Nutzungsphasen werden vom späteren 3. bis zum mittleren 5. Jh. angegeben (S. 89–90), wobei außer einigen Münzen als termini post nur wenige Funde zur Datierung beitrugen, etwa ein Beschlag einer (fehlenden) Schnalle (Taf. 20/9) und Keramik, darunter eine nordafrikanische Lampe aus der Mitte des 5. Jhs. Ab da ist mit dem „Ende offizieller römischer Präsenz ...“ zu rechnen (S. 90).

Das Schlußkapitel bindet das bis hierher Beschriebene dem historischen Rahmen ein (S. 90–107). Vereinzelt Funde des 1. Jhs aktualisieren die Frage nach einer etwaigen Militärpräsenz in Regensburg bereits in claudischer Zeit, für die nach den neueren Forschungen am rätischen Donaulimes Indizien namhaft gemacht wurden, und auch im norischen Anschlußgebiet stellt sich diese Frage einer erneuten Beurteilung¹⁰. Für das 3. Jahrhundert werden schriftliche Nachrichten und auch Münzfunde aus Rätien bemüht, um Zerstörungen schier jahrgenau zu fixieren – mit Bezug auch auf reichliche Sekundärliteratur, die zur Verfügung steht¹¹. Für die späteste Nutzungsphase werden Argumente herangezogen, die römische Militärpräsenz nun bis in die Severinszeit – Eugipps Commemoratorium S. Severini wird zusammen mit dessen Interpreten aus der Riege der Historiker mehrmals zitiert – wahrscheinlich machen (S. 99–102), um im unmittelbaren Anschluß „die jüngsten Funde aus den Niedermünster-Grabungen“ für „eine Präsenz romanischer Bevölkerung bis mindestens zum zweiten Drittel des 5. Jhs“ anzuführen (S. 102), während „germanisches Fundmaterial ... frühestens ab um 450 n. Chr. auftaucht“ (S. 106). Hierbei scheint sich ein Unterschied zwischen dem Legionslager und einigen Spätzeitkastellen anzudeuten, in denen das als germanisch erkannte und archäologisch so definierte Element prägnanter vertreten ist, nicht zuletzt in Grabfunden, wofür Neuburg ein „Paradebeispiel“ lieferte. Was durch faktische Belege sich allenthalben abzeichnet – deutlicher

10 Vgl. nun den Beitrag des Rez.: „Hippologisches aus dem antiken Lentia“, in: Antike Lebenswelten. Konstanz – Wandel – Wirkungsmacht, FS f. Ingomar Weiler (Wiesbaden 2008), bes. 574f.

11 An sich lassen sich die Literaturabkürzungen auflösen; S. 94 Anm. 275; RFS hätte einer gängigeren Abkürzung bedurft; S. 97 Anm. 290 mit Bezug auf Anm. 275, obwohl Anm. 289 angeführt.

oder weniger deutlich, immer auch von der Fundfrequenz abhängig – entspricht dem für das spätantike Militärwesen (lange schon) geläufigen Bild, das die Germanen vom äußeren zum inneren Kulturträger, wie es G. Dobesch im Titel eines seiner Bücher formuliert hat, charakterisiert¹². Daß die archäologischen Zeugnisse eine (bisweilen) regional differenzierte Betrachtungsweise ermöglichen, ist den neueren Forschungen auf diesem Gebiet zu verdanken, was die Autorin nachhaltig betont (S. 107).

Der Zusammenfassung (S. 107–108) folgen das Verzeichnis der stratifizierten Funde und jener aus vermischten Fundzusammenhängen (S. 111–137), der Katalog römischer Werksteine, ein Beitrag von E. Wintergerst (S. 138–140), Fundstellenverzeichnis (S. 141–46), Literatur¹³ (S. 147–151) und die Tafeln 1–62, von denen 28 den stratifizierten Funden vorbehalten sind (Taf. 1–28). Um es abschließend kurz zu sagen: Ein aus schwieriger Ausgangsposition erwachsenes Werk, das der Verfasserin Einfühlungsvermögen und besonderes Engagement abverlangte und ein – gleichsam die Voraussetzung dazu – überaus großes Vertrauen auf die exakte Interpretierbarkeit des geborgenen Materials und der dokumentierten Befunde gleichsam als Voraussetzung widerspiegelt.

Erwin M. Ruprechtsberger

Georg HEILINGSETZER und Anton REISINGER, 1506–1706–2006: 300 Jahre Wallfahrt Mariahilf Mondsee – 500 Jahre Mondseeland bei Österreich. Mondseer Dokumentationen, hg. von den Mondseer Museen, Mondsee 2007.

Mit einem Jahr „Verspätung“ feierte Mondsee 2007 die Einrichtung ihrer bis heute lebendigen Mariahilf-Wallfahrt im Jahre 1706. 200 Jahre davor ließ

12 G. DOBESCH, Vom äußeren Proletariat zum Kulturträger. Ein Aspekt zur Rolle der Germanen in der Spätantike. *Geographica Historica* 6 (Amsterdam 1994).

13 S. 148, 1. Zeile wurde der Vorname (Silke) von Burmeister (irrtümlich) ausgelassen. Monographien werden durchwegs ohne Erscheinungsort angegeben, Schriftenreihen ebenso, wengleich nicht immer einheitlich, etwa Limesforschungen mit Ortsangabe (z. B. S. 148, s. v. Eingartner u.a.). Die Angabe der Seiten (S. 148 s. v. Eschbaumer) fehlt. Zu beanstanden ist, daß, wie in diesem Fall, die Überprüfung des Zitats schwerfällt, da die notwendigen bibliographischen Angaben nicht geliefert werden. Korrekt müßte es heißen: P. ESCHBAUMER, *Terra sigillata*, in: U. FISCHER u. a., Grabungen im römischen Vicus von Nida-Heddernheim 1961–1962. *Schriften MusVorFrühGesch* 14 (Frankfurt 1998), 336–365. In das Verzeichnis der abgekürzten Literatur hätte der Beitrag von R. KASTLER aufgenommen werden sollen, da öfters zitiert (S. 94–98, Anm. 275, 276, 284, 286, 292) mit ungewöhnlicher Abkürzung RFS für *Roman Frontier Studies* (s. Anm. 11), obwohl S. 100 Anm. 308 nach ZABEHLICKY (so zu korrigieren!) den vollen Titel nach einmal ausnahmsweise ungekürzt angeben.

Rezensionen

sich Kaiser Maximilian I. seine Rolle als oberster Schiedsrichter und sein unterschiedenes militärisches Eingreifen im Erbschaftsstreit des bayerischen Herzogsgeschlechts der Wittelsbacher reichlich belohnen. Nach harten Verhandlungen mussten die Bayern 1506 unter anderem auch das Mondseeland an Österreich abtreten.

Diese beiden Jubiläen boten den Anlass für die Gestaltung einer Ausstellung im Museum Mondseeland und die Feier eines historischen Marktfestes. Dem Wunsch vieler Interessierter, die hiezu erarbeiteten geschichtlichen Grundlagen, Texte und Bilder in gedruckter Form erwerben zu können, trugen die Mondseer Museen Rechnung, indem sie eine gefällig gestaltete Publikation als „Mondseer Dokumentationen“ vorlegten.

Inhaltlich ist diese dreigeteilt. Anton Reisinger beschäftigt sich mit der Wallfahrtskirche Mariahilf auf dem Berg neben dem Kloster und beschreibt ihre heutige Einrichtung und ihre Geschichte. Letztere nimmt ihren Ausgang beim spätgotischen, dem hl. Ulrich geweihten Heiligtum, das zur Zeit des Abtes Simon Reuchlin in der Mitte des 15. Jahrhunderts errichtet und geweiht wurde. Ein Vorläuferbau wurde damals dem Bericht des Humanisten, Dichters und protestantisch orientierten Kirchengeschichtsschreibers Kaspar Brusch zufolge, der im März 1552 von Wels aus das Kloster Mondsee studienhalber besuchte (Gottfried Eugen Kreuz, Gaspar Brusch, *Iter Anasianum. Ein Spazierritt durch Oberösterreich 1552*, Wien 2008, S. 17), abgerissen. Den Grund für die Erweiterung der Ulrichskirche und ihre Umwandlung in eine Mariahilf-Wallfahrtskirche im Jahre 1706 bildete ein Gelöbnis des Mondseer Abtes zur Verschonung des Mondseelandes vor den kriegerischen Bedrohungen des Spanischen Erbfolgekriegs. Am Festtag Mariä Heimsuchung (2. Juli) 1706 wurde das Gnadenbild, eine Kopie des bekannten Mariahilf-Bildes von Lukas Cranach d. Ä. im Dom von Innsbruck, in feierlicher Prozession in die Kirche auf dem Berg übertragen. Bald nahm die einsetzende Wallfahrt große Ausmaße an. Die Einkünfte aus den Opfergeldern waren beachtlich. Reste des einstmals umfangreichen Bestandes an Votivgaben und Votivbildern sind im Museum und in der Kirche erhalten.

Das zweite Jubiläum „500 Jahre Mondseeland bei Österreich“ wird durch den Abdruck des Festvortrags, den Georg Heilingsetzer anlässlich des Festaktes im Schloss Mondsee am 19. November 2006 gehalten hat, gewürdigt. Der Landeshistoriker Heilingsetzer, dem wir wesentliche Beiträge zur Geschichte und Kultur des Klosters Mondsee und des Mondseelandes verdanken, spannt einen Bogen von grundsätzlichen Überlegungen zum Gedenken und Erinnern über das Aussehen der Welt um 1506 bis zu jenen Ereignissen, die zum Anfall des Mondseelandes an Österreich führten und bis heute und auch in die Zukunft wirken.

Der dritte Teil der Publikation bringt knapp gefasste Texte, Quellenauszüge, Kartenskizzen und Bilder aus der von Anton Reisinger zusammengestellten Dokumentation aus der Jubiläumsausstellung. Der Inhalt reicht hierbei von der Gründung des Klosters Mondsee durch den Bayernherzog Odilo II. über das Werden des Mondseelandes und seine Verwaltung bis zum Übergang an Kaiser Maximilian I., der sein Grabmal auf dem Falkenstein plante, und die vorübergehende Verpfändung des Ländchens an den Erzbischof von Salzburg, der das Kaisergrab im Mondseeland hintertrieb und verhinderte. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis vervollständigt den übersichtlich gestalteten und reich illustrierten Band.

Walter Aspernig

Gottfried Eugen KREUZ, Gaspar BRUSCH, *Iter Anasianum. Ein Spazierritt durch Oberösterreich 1552*. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 2008. 146 S., 2 Karten, 12 Abb., broschiert, € 26,80.

Der Humanist, Dichter und Geschichtsschreiber Kaspar Bruschius (1518–1557) schuf zahlreiche formvollendete Gedichte in lateinischer Sprache, so etwa auch ein Lob der Stadt Linz, und etliche historiographische Arbeiten. Dabei griff er viele Themen zum ersten Mal auf und sah kirchenhistorische und klostergeschichtliche Arbeiten – obwohl selbst Protestant – als seine Hauptwerke an. Um dafür die notwendigen Grundlagen aus Urkunden, Chroniken und anderen Quellen zu erlangen, besuchte er auf seinen ausgedehnten Reisen Archive und Bibliotheken und pflegte Kontakt mit den Gelehrten seiner Zeit. Die bisher einzige Biographie über Kaspar Bruschius wurde von Adalbert Horawitz 1874 herausgegeben und ist nach wie vor unentbehrlich. Gerade die für die oberösterreichische Geschichtsschreibung interessante und wichtige Zeit der „Ungarnreise“ des Humanisten 1551/52 mit zahlreichen Stadt- und Klosterbesuchen auch im Land ob der Enns ist hier recht unvollständig behandelt. Jüngere Autoren, die sich mit Kaspar Bruschius als Poet, Klosterhistoriograph oder als evangelischen Pfarrer in seinen letzten Lebensjahren befassten, konnten diese Lücke nicht schließen. Umso erfreulicher ist diese jüngste Arbeit des Wiener Philologen Gottfried Eugen Kreuz, die über die eigentliche Aufgabe einer Edition und Übersetzung des „*Iter Anasianum*“ hinausgeht, einen ausführlichen, vorwiegend historisch-topographischen Kommentar bietet und mit einem summarischen Überblick über das Wanderleben des Kaspar Bruschius sein Buch einleitet. Hierbei ist es ihm gelungen, unsere Wissenslücken über die frühen 1550er Jahre zu einem Gutteil zu schließen, wobei er sich auf die Wiener Handschrift *Chronicon de variis*

Rezensionen

Monasteriis ac Episcopatibus collectum in peregrinatione Pannonica anno Domini 1551 et 1552 a Gaspare Bruschio Poeta Laureato ac comite Palatino bzw. auf deren etwas verkürzt gedruckte Version, das sogenannte Supplementum Bruschianum, das der Wiener Hofbibliothekar Daniel von Nessel 1692 herausgegeben hat, stützt.

Seit Anfang des Jahres 1552 wurde der Hof des Passauer Bischofs Wolfgang von Salm, den Bruschi selbst als seinen Mäzen bezeichnet, zum Mittelpunkt seiner Tätigkeit. Von hier wollte er auch nach Ungarn aufbrechen. Er besuchte eine Reihe von oberösterreichischen Klöstern, nämlich Wilhering, Garsten, Lambach, Traunkirchen, Mondsee, Kremsmünster, Baumgartenberg und Waldhausen. Dort exzerpierte er Urkunden und andere Quellen für seine Klostersgeschichte. Ende März weilte er in Wels, wo er das Archiv des Minoritenklosters besuchte [W. Aspernig, Bischof Wichard von Passau (1280–1282), ein Polheimer und Mitbegründer des Welser Minoritenklosters? In: 33. Jb. des Musealvereines Wels 2001/02/03, Wels 2004, S. 55 ff.]. Bernhard Schifer, Leheninhaber des Mondseer Sitzes Freiling bei Wels, begleitete ihn übrigens auf einem Ritt von Wels aus in dieses Stift am gleichnamigen See. Im April / Mai weilte Bruschi in Linz, wo ein Fürstenkongress unter Beteiligung des Passauer Bischofs stattfand. Am 6. Mai startete er von hier aus, begleitet von einem Freund, jenen Spazierritt durch die Donaulandschaft östlich von Linz, den er in Form eines persönlichen Reisegedichts unter dem Titel „Iter Anasianum“ – „Ein Ausflug nach Enns“ – vorlegte. Nachdem er das Linzer Schloss als große Burg in schöner Lage über der Donau und den weiten Stadtplatz gewürdigt hatte, setzte er mit der Überfuhr im Raum von St. Peter an das nördliche Donauufer über und erreichte Steyregg gegenüber der Mündung der Traun in die Donau. Am nächsten Tag gelangte er zum Nonnenkloster Purgarn, wo er nichts an Büchern, Reichtum und Tugend vorfand und seinen Vorurteilen als frauenfeindlicher Protestant in Ausfällen gegen die „lüsternen Nonnen“ und die „Weiberherrschaft“ der Meisterin, die als Vorsteherin des Doppelklosters auch über die geistlichen Brüder herrschte, freien Lauf ließ. Diese Nonnenschelte steht nur scheinbar im Widerspruch zu seinem Engagement als Klosterhistoriker, denn er wußte die Bildung, Kultur und Gelehrsamkeit der Mönche durchaus zu schätzen und in Anspruch zu nehmen. Nach dreitägigem Aufenthalt in Mauthausen gelangte er über die Donaubrücke vorbei an der Burg Spielberg und weiter über die Ennsbrücke in die landesfürstliche Stadt und kehrte von hier in schnellem Ritt nach Linz zurück.

Nun setzte er seine Reise donauabwärts nach Niederösterreich fort, erreichte über St. Pölten im Juni Wien, wo er Kontakt mit Hofgelehrten aufnahm und die kaiserliche Bibliothek besuchte, und kehrte noch im Sommer nach Passau zurück. Ungarn hat er wohl nicht erreicht.

Dem Autor fällt mit der Publikation dieses bisher kaum bekannten Werkes das Verdienst zu, nicht nur einen für die Landes- und Kulturgeschichte interessanten und bisweilen auch vergnüglichen Text zugänglich gemacht und sowohl historisch-topographisch wie auch sprachlich kommentiert zu haben, sondern darüber hinaus jene Lücke in der Biographie des Kaspar Bruschi weitgehend geschlossen zu haben, die seinen Aufenthalt in Österreich im Jahre 1552 betrifft. Damit wissen wir nunmehr genauer Bescheid über jene Archiv- und Bibliotheksbesuche, die die Materialsammlung für seine kirchenhistorischen Werke erbrachten.

Walter Aspernig

Regesten des Herzogtums Steiermark, 1. Bd.: 1308–1319, 2. Bd.: 1320–1330, bearbeitet von Annelies REDIK. Quellen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark VI. Bd., 1. und 2. Teil. Selbstverlag der Historischen Landeskommision für Steiermark, Graz 1976 (Regesten) bzw. 1985 (Register); VIII. Bd., 1. und 2. Teil, beide Graz 2008.

Die Steiermark besitzt ein Urkundenbuch, dessen Bearbeitung von Joseph von Zahn, dem nachmaligen Direktor des Steiermärkischen Landesarchivs, begonnen wurde. 1875 erschien im Verlag des Historischen Vereines für Steiermark, Graz, der erste Band als „Urkundenbuch des Herzogthums Steiermark“. Zahn bearbeitete auch den 2. und den 3. Band, die im gleichen Verlag 1879 und 1903 erschienen. Sie umfassen den Zeitraum von 798 bis 1260 und wurden 1949 durch ein Ergänzungsheft von Hans Pirchegger und Otto Dungen mit Urkundennachträgen und Berichtigungen vervollständigt. Gleichzeitig beauftragte die Historische Landeskommision für Steiermark Heinrich Appelt und Gerhard Pferschy mit der Erarbeitung des 4. Bandes, der das Werk für den Zeitraum von 1260 bis 1276 fortsetzte. Dieser Band erschien 1975 in Wien im Verlag Holzhausen. Parallel dazu beschloss 1965 die Historische Landeskommision für Steiermark, das Urkundenbuch ab 1308 (Tod König Albrechts I.) vorerst durch ein Regstenwerk fortzusetzen, um das seit dem 14. Jahrhundert entsprechend der zunehmenden Verschriftlichung stark anwachsende Quellenmaterial möglichst rasch für die Forschung den wissenschaftlichen Bedürfnissen entsprechend aufzubereiten. Mit solchen Regesten sollten weiters nicht nur Urkunden, sondern auch historiographische Texte, Einträge in Protokoll-, Rechnungs-, Formelbücher, Archivverzeichnisse, Chroniken und ähnliche Quellen erfasst werden. Somit sollten alle schriftlichen Geschichtsquellen mit steirischen Bezügen aus dem Zeitraum 1308 bis 1330, also der Regierungszeit Friedrichs des Schönen als Herzog

Rezensionen

von Österreich und Steier, gesammelt und in Regestenform gebracht werden. Als territorialer Umfang wurde die Erfassung aller am 1. Jänner 1918 zum Herzogtum Steiermark gehörenden Gebiete beschlossen. Darüber hinaus bezog der erste Band auch das noch im Hochmittelalter zur Steiermark gehörige Pittener Gebiet um Wiener Neustadt mit ein. Ab Band 2 wurden Quellen zum heute niederösterreichischen Pittener Gebiet nur noch dann aufgenommen, wenn sich die Gewährleistungsformel ausdrücklich auf das Landrecht in Österreich und Steier bezieht.

Bereits 1976 erschien der erste Band mit 1153 Nummern über den Zeitraum vom 1. Mai 1308 bis Ende 1319. Ein Registerband, der einen Wort- und Sachindex, ein Verzeichnis der Personen- und Ortsnamen sowie Nachträge, Berichtigungen und ein Schriftenverzeichnis umfasst, wurde allerdings erst 1985 nachgereicht. Die für die Registererstellung notwendigen Arbeiten erwiesen sich weit schwieriger und zeitraubender, als ursprünglich eingeschätzt. Mehr als 20 Jahre dauerte es nun, bis der zweite Band, diesmal dafür Regesten- und Registerband gleichzeitig, erscheinen konnte. Die Editionsregeln und Hinweise zur Einrichtung des Apparats werden in der Einleitung zum Registerband des ersten Bands bzw. in jener des Regestenbandes des zweiten Bands (S. 7–9) hinreichend dargestellt und begründet.

In beiden Regestenbänden sind eine Reihe von Bezügen zur oberösterreichischen Geschichte zu finden, von denen nur wenige auch im Urkundenbuch des Landes ob der Enns erfasst sind. Vor allem die schon oben erwähnte Auswertung von Einträgen in verschiedene Archivalien bringt oft Neues. Die Adelsgeschlechter der Schaunberger, Starhemberger, Kapeller, Polheimer, Losensteiner und Walseer hatten vielfältige familiäre, besitzmäßige oder politische Beziehungen zur Steiermark. Die oberösterreichischen Klöster (Kremsmünster, Lambach, Garsten, Gleink, Mondsee [in OÖ., nicht in Sbg.!] u.a.) pflegten ihre alten Kontakte zum Land Steier und auch die landesfürstlichen Städte (Linz, Enns, Wels, Gmunden, Steyr) scheinen in den Quellen mehrfach auf. So enthalten diese Regestenbände, von den Registern bestens erschlossen, wichtige Ergänzungen zur Geschichte des Landes und der Städte ob der Enns und zur Genealogie und (Familien-)Politik oberösterreichischer Hochadelsfamilien.

Walter Aspernig

Siegfried HAIDER, Studien zu den Traditionsbüchern des Klosters Garsten. Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Ergänzungsband 52, R. Oldenbourg Verlag Wien – München 2008, 202 S., 15 Abb., € 34,80.

Das Kloster Garsten und seine (relativ gut erhaltenen) Geschichtsquellen ste-
540

hen schon lange im Blickfeld der Forschung, da sie sowohl für die ältere Geschichte des Landes Steiermark, dessen Landesherrn die Gründer des Stiftes im hohen Mittelalter waren, als auch als Klosterherrschaft für die Entwicklung des Landes ob der Enns seit dem Spätmittelalter eine Schlüsselstellung einnahmen. Allerdings schmerzte der Verlust einer in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhundert begonnenen Handschrift, des „Traditionskodex B“, den die ältere Forschung noch benutzen konnte, der aber seit Anfang des 19. Jahrhunderts verloren ist. So fand nur der etwas jüngere, heute im OÖ. Landesarchiv verwahrte „Traditionskodex A“ im Jahr 1852 Eingang in den 1. Band des Urkundenbuches des Landes ob der Enns, allerdings fehlerhaft und unvollständig.

Im Zuge seiner Studien „Zu den Anfängen von Pfarre und Kloster Garsten“ (MIÖG 113, Wien 2005, S. 293–329) entdeckte Siegfried Haider im sogenannten Musealarchiv, einer Sammlung von Archivalien, die 1914 der OÖ. Musealverein an das OÖ. Landesarchiv abgetreten hat, drei im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts beschriebene Doppelblätter, die das (unvollständige) Inhaltsverzeichnis der verschollenen Handschrift enthalten. Durch diese Entdeckung wurde es dem Autor möglich, das verschollene Traditionsbuch weitgehend zu rekonstruieren, das Verhältnis der beiden Handschriften A und B zueinander zu klären und die Entstehungszeit sowie die Entstehungsstände zu ermitteln.

Die Handschrift B war offensichtlich die ältere. Vorerst hatte man auch in Garsten formlose Zettelchen über Schenkungen ausgestellt, die der Tradent in einem feierlichen Akt vor Zeugen auf dem Marienaltar (Hauptaltar) der Klosterkirche niederlegte und damit sein Geschenk symbolisch der Gottesmutter als Schutzherrin des Klosters übergab. Aus diesen gesammelten Traditionszetteln wurden in mehr oder minder großem zeitlichen Abstand zur Schenkung von Geistlichen des Empfängerklosters dreiteilige Traditionsnotizen auf Einzel- oder Sammelblättern abgefasst und später oder auch direkt in den Traditionskodex eingetragen. Sie bestanden aus Kundmachung, Rechtsinhalt (Name des Tradenten und der geschenkten Personen oder Güter) und Zeugenreihe. Erst ab dem 12./13. Jahrhundert entwickelte sich unter dem Einfluss der päpstlichen Kanzlei die Form der besiegelten Traditionsnotiz und der besiegelten Privaturkunde überhaupt. Die Anlage eines Sammelkodex für solche Schenkungsnotizen hatte mehrfache Gründe, wie etwa den besseren Schutz gegenüber Einzelblättern, die schnellere Auffindung und bessere Lesbarkeit, aber auch die Aufbewahrung der Handschrift durch Geistliche an besonderen Orten.

Haider konnte in diffizilen Untersuchungen und Analysen des gesamten Umfeldes den Kodex B weitgehend rekonstruieren und seine Entstehung für die

Rezensionen

zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts, einer kulturellen Blütezeit des Klosters, festlegen. Dieser ungebundene Kodex wurde bis zur Anlage der Handschrift A (nach 1186) weitergeführt und um neuaufgefundene Traditionsnotizen ergänzt. Als Abt Markward I. nach dem Abschluss des Georgenberger Vertrags von 1186 den Anfall der Steiermark an die österreichischen Babenberger und damit verbundene Rechtsunsicherheiten erwartete, verfügte er die Anlage der erhaltenen Handschrift A. Als erster Teil wurde ein Kopialbuch erstellt, in dem die damals im Kloster befindlichen Urkunden abschriftlich festgehalten wurden. Der umfangreiche Hauptteil enthält 203 Traditionsnotizen, abgeschrieben aus dem älteren Traditionskodex B. Dadurch sollten die Rechte und der Besitzstand des Klosters dokumentarisch zusammengefasst und festgehalten werden. Als dritter Teil folgt ein erst im Spätmittelalter angefügtes Register über Siegelurkunden, die Äbte und Konvent im Zeitraum von 1264 bis 1333 ausgestellt haben.

Mit dieser Studie hat Siegfried Haider Grundlagenforschung in bester österreichischer Wissenschaftstradition vorgelegt und notwendige Vorarbeiten für die Edition der beiden Garstner Traditionsbücher geleistet. Für diese akribische Arbeit, die nur ein hochqualifizierter Spezialist mit großer Erfahrung und Sachkenntnis leisten kann, ist ihm besonders zu danken. Wir wünschen ihm viel Arbeitskraft, damit er die Gesamtedition der Garstener Traditionsbücher bald vorlegen kann.

Walter Aspernig

Friedrich LEITNER, Die Inschriften des Bundeslandes Kärnten, Teil 2: Die Inschriften des Politischen Bezirks St. Veit an der Glan. Die Deutschen Inschriften 65. Bd., Wiener Reihe 2. Bd. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 2008; 611 S., CIII Tafeln, € 79.

Andreas ZAJIC, Die Inschriften des Bundeslandes Niederösterreich. Teil 3: Die Inschriften des Politischen Bezirks Krems. Die Deutschen Inschriften 72. Bd., Wiener Reihe 3. Bd. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 2008; 671 S., LXXI Tafeln, € 79.

Inschriften sind eine spezifische Art von Geschichtsquellen. Der Wunsch, dauerhafte Zeugnisse der Erinnerung zu hinterlassen, führte und führt zur Anbringung solcher Texte mit vielfältigem Inhalt auf unterschiedlich beständigen Trägern wie Stein, Metall, Ton, Glas, Holz etc. Der Bogen spannt sich hierbei von Bauinschriften und Hochwassermarken über Beischriften von Wandmalereien, beschriftete weltliche und kirchliche Ausstattungs- und Gebrauchsgegenstände bis zu der großen Gruppe der Denkmäler des Totenge-

denkens. Sie stellen nicht nur für die historische Forschung im Allgemeinen, sondern auch für zahlreiche Spezialdisziplinen wie Kunstgeschichte, Genealogie und Heraldik, Sprachwissenschaft, Mentalitäts- und Religionsgeschichte etc. reiches Quellenmaterial zur Verfügung, das neben reiner Information auch ein weitgehend unverfälschtes Bild von der Denkweise der jeweiligen Auftraggeber bzw. Gemeinwesen bietet. Da der Bestand dieser Quellen durch aggressive Umweltbelastungen und menschlichen Unverstand gefährdet ist, hat seine Sicherung durch Fotografie und Edition hohe Priorität. Das interakademische Editionsunternehmen „Die Deutschen Inschriften“ hat sich das ehrgeizige Ziel gesetzt, die heute noch vorhandenen sowie kopiaal in Abschrift, Druck oder Bild überlieferten Inschriften des Mittelalters und der frühen Neuzeit bis 1650 in Deutschland und Österreich möglichst vollständig zu erfassen, zu dokumentieren und nach wissenschaftlicher Bearbeitung zu edieren. Nachdem Renate Kohn 1998 mit den „Inschriften der Stadt Wiener Neustadt“ als zweiten niederösterreichischen Band der „Wiener Reihe“ erstmals die von Walter Koch für die österreichischen Bände 1991 zusammengestellten und adaptierten Richtlinien des deutschen Inschriftenwerks umgesetzt und damit den Maßstab für die weiteren Editionen neu bestimmt hatte, folgten im Jahre 2008 zwei weitere umfangreiche Bände: der zweite Band der Inschriften Kärntens, 766 Inschriften des Bezirkes St. Veit an der Glan beinhaltend, sowie der dritte Band von Niederösterreich mit 526 Nummern des Bezirkes Krems. Die Statutarstadt Krems erfordert einen eigenen Band, den ebenfalls Andreas Zajic vorbereitet.

Nach ausführlichen historischen Einführungen in die Bearbeitungsgebiete und der Beschreibung der wichtigsten Standorte sowie der Auftraggeber und deren sozialer Einordnung werden die Schriftformen behandelt, die zeitabhängig von der Romanischen und Gotischen Majuskel über die Gotische Minuskel und die humanistischen Schriften bis zur Fraktur des 17. Jahrhunderts reichen. Andreas Zajic geht hierbei über eine genaue Beschreibung der Buchstabenformen und ihrer Entwicklung hinaus und veranschaulicht die vielen Varianten in tabellarisch zusammengefassten Nachzeichnungen.

Die Inschriftentexte selbst sind in chronologischer Reihenfolge, dem vorgegebenen Schema folgend, angeordnet und fortlaufend nummeriert, wobei die nur noch kopiaal überlieferten Inschriften mit einem Kreuz nach der Katalognummer gekennzeichnet sind. Im Band Krems sind etwa 1/5 nicht mehr im Original erhalten, im Bezirk St. Veit sind es nur etwas mehr als 17%. Die Datierungen sind aufgelöst, lateinische Texte übersetzt, die Wappen beschrieben und soweit möglich identifiziert.

Zahlreiche Register erschließen den umfangreichen Band nach verschiedensten Gesichtspunkten. Neben Personen- und Ortsnamenverzeichnis finden

Rezensionen

sich auch Indizes der Wappen und ihrer Blasonierungen, ein Register der Stände, Berufe, Titel und Verwandtschaftsverhältnisse, ein Künstler- und Handwerkerverzeichnis, ein weiteres der Inschriftenträger und Inschriftenarten, ein Verzeichnis der Heiligen, biblischen Personen und Gestalten der Mythologie, sowie eines ihrer Embleme und Symbole, ein Register der Formeln, Devisen und Sprüche und anderes mehr. Die umfangreichen Quellen- und Literaturverzeichnisse zeigen, wie gründlich und kenntnisreich beide Autoren die Kommentare zu den einzelnen Inschriften ausgearbeitet haben. Da die Namenregister sowohl die Inschriften als auch die Kommentare erschließen, wäre eine Kennzeichnung der in den Inschriften selbst enthaltenen Namen durch Kursiv- oder Fettdruck der Nummern überlegenswert. Der Bildteil ist von hervorragender photographischer Qualität und enthält die Mehrzahl der Inschriftendenkmäler.

Der Niederösterreich-Band, der mit dem „Weltkulturerbe Wachau“ einen historisch-kulturellen Kernraum Österreichs umfasst, weist zahlreiche Bezüge zu Oberösterreich auf. So hatten oberösterreichische Adelsgeschlechter wie die Schauburger, Starhemberger, Volkersdorfer, Polheimer, Rohrer, Jörger, Hohenfelder, Kirchberger, Mühlwanger, Schifer, Spindler u. a. Besitz in und Beziehungen zu diesem Gebiet, ebenso auch die obererennsischen Klöster und Städte. Zajic verdanken wir auch die Wiederauffindung eines verloren geglaubten Denkmals des Totengedenkens. Die aus der Pfarrkirche Offenhausen stammende und bis in die 1970er Jahre in der Kapelle des Schlosses Würting untergebrachte Wappengrabplatte des 1428 verstorbenen einstigen Burgbesitzers Gregor Rathalminger ist heute in der Wachau am Haus Schwallenbach 27 angebracht.

Die beide besprochenen Bände der Wiener Reihe der „Deutschen Inschriften“ sind Grundlagenforschung und wissenschaftliche Dokumentation im besten Sinn. Es ist zu hoffen, dass bald auch die in Vorbereitung befindlichen Editionen oberösterreichischer Inschriften folgen können.

Walter Aspernig

Eberhard KRAUSS – Manfred ENZNER (Bearbeiter), Exulanten in der Reichsstadt Regensburg. Eine familiengeschichtliche Untersuchung (Quellen und Forschungen zur fränkischen Familiengeschichte, Bd. 20), Selbstverlag der Gesellschaft für Familienforschung in Franken e.V., Nürnberg 2008, 630 Seiten, illustriert.

Dieser von der „Gesellschaft für Familienforschung in Franken“ – dessen Vorsitzender Werner Wilhelm Schnabel selbst Autor eines stattlichen Buches

zur Exulantenforschung ist – herausgegebene Band enthält mehrere, zum Teil ältere und umgearbeitete Beiträge zum Thema. Der bekannte evangelische Kirchenhistoriker Gustav REINGRABNER macht den Anfang und führt mit seinem Beitrag (Der österreichische Protestantismus und Regensburg – einige Hinweise, S. 9–22) in das Thema ein. Regensburg war die erste und vielleicht wichtigste Anlaufstation für Glaubensflüchtlinge aus den habsburgischen Ländern. Sowohl Adelige, als auch Bürger aus den Städten und Märkten, aber auch Bauern kamen in die Reichsstadt. Viele blieben, viele zogen aber auch weiter. Es folgt ein biographischer Abriss über den Regensburger Superintendenten Nikolaus Gallus († 1570), der auch für den Protestantismus in Österreich von Bedeutung war, aus der Feder von Eberhard KRAUSS (S. 23–26). Dieser und Manfred ENZNER haben nun unter Verwendung von Vorarbeiten des verstorbenen Exulantenforschers Georg KUHR die Matriken der evangelischen Neupfarrkirche in Regensburg und andere Quellen aus dem 17. Jahrhundert aufgelistet und nach Ländern, Orten und Personen aufgeschlüsselt. Dabei zeigt sich, dass die meisten Exulanten, die aus den habsburgischen Erblanden kommen, aus Oberösterreich stammten (z. B. Ortsregister S. 74 f., 316 f., 355 f.). Alle Viertel des Landes sind von dieser Auswanderung betroffen, wobei besondere Schwerpunkte vielleicht im Donauraum zwischen Eferding und Linz und in der Gegend um Steyr zu finden sind. Man kann leicht die ursprünglichen Heimattorte der Exulanten eruieren, aber auch die Namen dieser selbst und weitere Angaben zur sozialen Stellung derselben. Es handelt sich daher um ein sehr nützliches Werk, nicht nur für die Familien- und Ortsforschung Oberösterreichs, sondern es bietet darüber hinaus auch interessante Einblicke in die Kirchen-, Bevölkerungs- und Sozialgeschichte. Außerdem befinden sich in diesem Band auch noch einige kürzere Abhandlungen zu verschiedenen Themen, die schon an anderer Stelle publiziert worden sind: Die junge Pfalz – das Fürstentum Pfalz – Neuburg (Manfred ENZNER), S. 356–359. Da sich in diesem Fürstentum im Jahre 1613 ein Religionswechsel des ursprünglich evangelischen Landesherrn, des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm, vollzog, kamen auch aus diesem Gebiet in der Folge Religionsflüchtlinge nach Regensburg; „Auswanderung von Herrschaftsuntertanen aus Oberösterreich nach Deutschland“ (Walter TITZE, S. 597–599), ist eine Miscelle, die schon im Monatsblatt der heraldisch -genealogischen Gesellschaft „Adler“ (Bd. XII, 1935, S. 30) publiziert wurde und wo ein Fall aus der Pfarre Hørsching im Mittelpunkt steht. Hieraus geht hervor, dass zum Zeitpunkt der Übergabe des Wibmergutes zu Oftering im Jahre 1661, das sich unter der Grundherrschaft der Pfarre Hørsching befand, drei Kinder des verstorbenen Inhabers als Auswanderer im Reich befanden, während ein im Lande geliebener Sohn den Besitz übernehmen konnte. Man wird diesen

Rezensionen

Fall jedoch nicht verallgemeinern können. Tatsächlich war die Zahl der Ausgewanderten sehr beträchtlich, es liegt uns aber kein genaues Datenmaterial vor und so sind wir nur auf Schätzungen angewiesen.

Ein Aufsatz, der die Steiermark, insbesondere die Pfarre Aussee, betrifft führt ins 18. Jahrhundert und ist ebenfalls schon vor geraumer Zeit publiziert worden (Friedrich SELLE, Vom Geheimprotestantismus der Jahre 1731–1755, S. 601–609, erstmals erschienen in: *Der Säemann*, Folge 5, 6, 7 (1925).

Schließlich werden auch die Salzburger Emigranten des Jahres 1731 in Regensburg listenmäßig erfasst (Eberhard KRAUSS und Manfred ENZNER, Emigranten aus dem Erzbistum Salzburg und der Fürstpropstei Berchtesgaden in Regensburg (S. 611–626).

Der Band ist trotz seines etwas inhomogenen Eindrucks ein sehr nützlicher und materialreicher Beitrag zur Exulantenforschung, für den man den Herausgebern dankbar sein muss.

Georg Heilingsetzer

WÜHRER, Jakob: *Der verweigerte Himmel. Kindsmörderinnen vor dem Landgericht Lambach im 18. Jahrhundert.* (Quellen zur Geschichte Oberösterreichs 5). Hrsgg. vom Oberösterreichischen Landesarchiv. Linz 2007. 390 S.

Nicht nur ausgewiesene Historiker werden das Thema, das sich Jakob Wührer für seine Arbeit gewählt hat, mit großem Interesse betrachten: geht es doch um Mord und Totschlag, von Frauen an ihren Kindern begangen. Sechs Frauen und ihre Schicksale stehen im Mittelpunkt des Buches. Der Autor berichtet über ihre Lebensumstände, wie sie in die ausweglose Lage geraten sind, die mit dem Kindermord endete; und wie ihre Umwelt und die Obrigkeit damit umging.

Jakob Wührer will, nach eigenem Selbstverständnis, Geschichte einerseits „erzählen“ und andererseits Quellenforschung „nach den Regeln der Kunst“ betreiben. Beides ist ihm hervorragend gelungen. Die „Bekanntschaft mit sechs Frauen aus vergangenen Tagen“ (so lautet eine Kapitelüberschrift) vermittelt dem Leser ein lebendiges Bild von Menschen, über die normalerweise nichts überliefert ist. Sie tauchen nur deshalb aus der Sprachlosigkeit auf, weil sie gegen Normen verstoßen haben und so in das Räderwerk einer bereits recht gut funktionierenden Bürokratie geraten sind. Andererseits beschreibt der Autor seine wissenschaftliche Vorgangsweise sehr genau: von der Sichtung des Aktenmaterials über die Auswahl der Quellen, von der Fragestellung bis zur Methodik. Er stellt folgende These auf: „Kindsmord war

ein Verbrechen der weiblichen Unterschicht, das am Ende einer Ereigniskette stand, in der die Lebenswirklichkeiten dieser Frauen ständig mit den Normen der Obrigkeit und phasenweise mit denen des sozialen Umfelds konfligierten, die Kindsmord kriminalisierten und zu einem schweren Verbrechen machten“.

Herausgekommen sind dabei zehn Kapitel: die ersten beiden befassen sich mit der „Geschichte der Erforschung“ des Themas. Im Mittelpunkt des Interesses steht die Frage nach dem „Warum“ der Geschehnisse, nach den Lebensumständen der Frauen. Die „Spurensuche“, mit den Mitteln der Mikrogeschichte, muss genauen Regeln folgen: Gerichtsakten sind nur dann legitim zu verwendende Quellen, wenn sich der Forscher bewusst ist, zu welchem Zweck die Schriftstücke verfasst wurden, was warum aufgeschrieben wurde. Ob Zeugenaussagen, Verhörsakten, Rechtsgutachten: jede Aufzeichnung folgte ihren eigenen Regeln und ist dementsprechend zu lesen und zu interpretieren.

Kapitel drei und vier sollen der Darstellung einen Rahmen geben. Der Ort des Geschehens, das Stift Lambach, wird vorgestellt. Das Stift war Grundherrschaft und besaß in seinem Landgerichtsbezirk die hohe Gerichtsbarkeit, war „Obrigkeit“ für seine Untertanen. Das Hofgericht, das die Kindsmörderinnen verhaftete, verhörte und schließlich verurteilte, wurde repräsentiert durch den Hofrichter. Dieser wiederum handelte nicht völlig unabhängig, sondern hatte als Kontrollinstanz und Oberbehörde den Linzer Bannrichter vorgesetzt – ein Umstand, dem der Forscher eine Menge Korrespondenz zwischen Lambach und Linz verdankt. Am Beispiel des Stifts gibt der Autor eine kurze, aber sehr informative Einführung in die Strukturen der Rechtsverwaltung der Frühen Neuzeit. Kapitel vier widmet sich dem Verbrechen „Kindsmord“, der Definition in der Carolina und der Landgerichtsordnung, der Bedeutung für die Zeitgenossen, der angedrohten Strafen, aber auch dem Stand der Forschung auf diesem Gebiet und dem Diskurs der Fachwelt über die Dunkelziffer des Deliktes Kindsmord.

In den nächsten beiden Kapiteln geht es bereits ganz konkret um die Hauptpersonen des Buches, nämlich um deren Leben. Sie beschreiben das soziale Umfeld der Frauen, die meist als Dienstmagd arbeiteten, und wie es zur folgenschweren Schwängerung kam. Die beteiligten Männer stammten aus derselben sozialen Schicht wie ihre Geliebten. Vorehelicher Geschlechtsverkehr und, daraus resultierend, eine voreheliche Schwangerschaft war nichts Ungewöhnliches, doch meist ging dem Beischlaf die Verlobnis voraus, und die nachfolgende Heirat legitimierte im Nachhinein das Kind. Schwierig wurde es nur, wenn eine Heirat nicht möglich war: Dienstboten konnten schon wegen ihrer finanziellen Lage selten oder nie einen Hausstand gründen. Der Au-

Rezensionen

tor zeigt auf, dass die Frauen, die vor ihrem „Fehltritt“ durchaus „unauffällig“ lebten, plötzlich aus der Normalität fallen: sie verleugnen ihren Zustand, versuchen ihn zu verstecken, versuchen auch, sich durch Ortswechsel der sozialen Kontrolle zu entziehen. Aus heutiger Sicht ist die Verzweiflung dieser Frauen kaum nachzuvollziehen, doch stand außerehelicher Geschlechtsverkehr, erst recht ein uneheliches Kind, unter Strafe und hatte gravierende soziale Folgen. Wirklich verheimlichen ließ sich eine Schwangerschaft kaum, noch dazu waren die Untertanen angehalten, alle verdächtigen Weibspersonen zu melden. So kam es, wie es kommen musste, und Rosina Ostlerin, Christina Sengerin, Katharina Dietrichin, Rosina Schlagerin, Maria Wäschenbergerin und Eva Saxmayrin wurden denunziert und „gefänglich eingezogen“.

Die Arbeit des Gerichts wird in Kapitel sieben genau geschildert. Von der Gefangennahme über die Verhöre, Zeugenaussagen, Folterungen bis zur Untersuchung der Kindsleiche durch den Bader – man arbeitete schon wissenschaftlich im 18. Jahrhundert! – zeigt der Autor, wie ein Gerichtsverfahren seinen Lauf nimmt. In der „Leopoldina“, der Landgerichtsordnung, besaß der Hofrichter und Landgerichtsverwalter eine genaue Richtschnur, an die er sich zu halten hatte. Die Interaktionen, das Verhalten der Angeklagten vor Gericht, ihr Taktieren und die „Rollen“, die sie in gewisser Weise spielten – es ging ja um Leben und Tod –, finden sich in Kapitel acht. Sehr deutlich wird gezeigt, dass diese Aussagen nicht als „wahr“ im Sinne von Tatsachenberichten verstanden werden dürfen.

Um das Ende der Geschichten geht es in den letzten beiden Kapiteln. Nach Folter und Geständnis wurde als letzter Akt des Dramas der Endliche Rechtstag gehalten. Theoretisch sollten der Landgerichtsverwalter und sieben Beisitzer hinter verschlossener Tür das Urteil fällen und dann öffentlich verkünden, doch im 18. Jahrhundert führte der Linzer Bannrichter den Vorsitz in der Gerichtsversammlung, und die Beisitzer hielten sich an sein Rechtsgutachten. Zur Vollstreckung des Urteils wurde der Scharfrichter gebraucht, der ebenfalls aus Linz kommen musste. Und schließlich gibt der Autor in Kapitel zehn „Antworten und Ausblicke“: auf die Frage nach den Motiven der Frauen, nach der Sanktionierung der Normverletzungen, nach dem korrekten Umgang mit Gerichtsakten als Quellen. Die eingangs erwähnte These über den Kindsmord kann durch die Ergebnisse der Arbeit bestätigt werden.

Zwei Anhänge vervollständigen das Buch: zum einen der Aktenspiegel über die Gerichtsakten aller fünf Prozesse, zum andern die Edition der Gerichtsakten zum Prozess gegen Maria Wäschenbergerin. Ein Personenverzeichnis erleichtert dem Leser die Übersicht.

Man muss diesem überaus interessanten und auch für Nicht-Historiker span-

nenden Buch sehr viele Leser wünschen – vielleicht entdeckt dann der eine oder andere seine Liebe zur Alltagsgeschichte!

Elisabeth Schiller

Hannelore und Rudolph ANGERMÜLLER unter Mitarbeit von Günther G. BAUER (Hg.), Joachim Ferdinand Schidenhofer. Ein Freund der Mozarts schrieb Tagebuch. Die Tagebücher des Salzburger Hofrats (Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, 24. Ergänzungsband), Salzburg 2006.

Joachim Ferdinand von Schidenhofen (1747–1823) entstammte einer Beamtenfamilie im Dienst der Salzburger Erzbischöfe. Er besuchte das Gymnasium in Kremsmünster (1757–1762), studierte an der Salzburger Universität beide Rechte und begann 1769 die Beamtenlaufbahn, die ihn bis zum Salzburgerischen Landschaftskanzler führte. Nachkommen haben sich auch in Linz niedergelassen; hier starb 1894 Heinrich von Schidenhofen, Lotterearchivar, als letzter seines Stammes.

Joachims Tagebuch, „Diarium über die eigenen Verrichtungen“ benannt, umfasst den Zeitraum von Oktober 1774 bis Mai 1778 und dann im Nachtrag noch sieben Monate aus den Jahren 1779, 1780 und 1782. Es wurde als Erlebnistagebuch geführt, enthält keine persönlichen Kommentare und zeichnet ein anschauliches Bild vom Leben in Salzburg. Die ausgesprochen knappen Eintragungen offenbaren berufliche Begebenheiten mit aufschlussreichen Einblicken in die Verwaltung des Landes und in das kirchliche Leben mit den Festen. Genauso wertvoll sind die Hinweise auf die gesellschaftlichen Belange. Die Rede kommt dabei auf den großen Bekanntenkreis, die Verwandten, die gepflogenen Unterhaltungen wie Spiele, Tanzveranstaltungen und Theateraufführungen.

Der volle Informationsgehalt der Aufzeichnungen eröffnet sich dem heutigen Leser durch die sehr ausführlichen Anmerkungen und biographischen Daten. Durch deren Fülle in anschaulichem Detail werden damals führende Familien und Persönlichkeiten in ihren gesellschaftlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen vorgestellt.

Auch die Familien Mozart und Schidenhofen waren befreundet. In der Mozartschen Familienkorrespondenz begegnet man immer wieder der Familie Schidenhofen vom Jahr 1768 bis 1787, dem Todesjahr von Vater Leopold. Die einschlägigen Briefstellen sind auch hier nach der Standardliteratur übersichtlich zusammengestellt. Auf der anderen Seite dienten die Tagebucheinträge des Hofrats seit langem als willkommene Quelle, denn sie berichten über Ereignisse im Haus Mozart aus erster Hand. Gleichzeitig zeigt die

Rezensionen

vorliegende Veröffentlichung auch das Umfeld der Hofbeamten, zu denen Vater Leopold und zeitweise Sohn Wolfgang zählten.

„Die Tagebücher des Salzburger Hofrats“, so der Untertitel der Veröffentlichung, erschienen in den Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde als 24. Ergänzungsband. Nur wer so eingehend wie das Autorenteam Hannelore und Rudolph Angermüller sowie Günther G. Bauer mit der Geschichte und dem Musikleben der Stadt Salzburg verbunden ist, kann eine derart ausgezeichnete und beispielgebende Arbeit liefern. Gemeint sind die Texterarbeitung (Seite 1–323) und der Anmerkungsteil, der bei einzelnen Fakten manchmal eine halbe oder fast eine ganze Druckseite in Kleindruck umfasst. Welche Anzahl an Persönlichkeiten damit verzeichnet wurde, zeigt das abschließende Personenregister auf 23 Druckseiten, wieder in Kleindruck wiedergegeben.

Franz Zamazal

Manfred CARRINGTON – Andreas REITER, Der Süden von Linz. Vergangenheit und Gegenwart der Ortschaften Ebelsberg, Mönchgraben, Pichling, Posch, Ufer, Wambach, Linz 2007, Illustr., 596 Seiten.

Auf den ersten Blick könnte der Titel „Der Süden von Linz“ etwas zur Verwirrung beitragen, würde die Erklärung im Untertitel nicht sofort nachgeliefert. Behandelt wird die bis 1938 selbstständige Gemeinde Ebelsberg. Die umständliche Umschreibung mit den Ortschaften – korrekter wäre eigentlich die Bezeichnung Katastralgemeinden – „Ebelsberg, Mönchgraben, Pichling, Posch, Ufer, Wambach“ ist aus der Entstehungsgeschichte des Buches zu erklären, das vorerst nur als „Pichling-Buch“ aus Anlass der Erstnennung dieses Namens vor 700 Jahren (1999) geplant war. Mit Recht betonen die Autoren, dass die Verflechtungen mit den übrigen Ortschaften nicht außer Acht gelassen werden konnten, so dass sich schließlich die nach der Revolution von 1848 konstituierte Ortsgemeinde Ebelsberg mit ihren Katastralgemeinden als Untersuchungsrahmen anbot.

Unter den nach Linz eingemeindeten Ortschaften ist Ebelsberg ohne Zweifel jene Gemeinde, die sich der größten historischen Aufmerksamkeit erfreuen kann. Bereits 1912 erschien das vom Florianer Chorherrn und Pfarrer von Ebelsberg Mathias Rupertsberger verfasste Werk „Ebelsberg Einst und Jetzt. Ein ortsgeschichtlicher Versuch“, der die Geschichte des Marktes bis um 1900 behandelte. Mehr als die Hälfte des umfangreichen Werkes macht dabei ein – wie er es nennt – Häuserverzeichnis der einzelnen Ortschaften aus. Von der Kulturinitiative Ebelsberg unter der Leitung von Peter Senn wurde

dann 1982 unter der Redaktion von Willibald Katzinger das Buch „Ebelsberg. Geschichte und Gegenwart in Einzelbeiträgen“ herausgebracht, das einen Focus auf der weiteren Entwicklung des Stadtteils nach 1900 hatte und relativ rasch vergriffen war. Wenn nunmehr ein Vierteljahrhundert später wiederum ein umfassendes Werk über Ebelsberg erscheint, so hat dies seine volle Berechtigung, denn gerade der Süden von Linz war in den letzten Jahrzehnten dem wohl größten Wandel unterworfen. Als Stichworte dafür sollen nur die Kastgründe, das Ennsfeld und natürlich die in der Katastralgemeinde Ufer liegende SolarCity Pichling oder der Südpark dienen.

Das Werk weist mit zehn Kapiteln eine klare Gliederung auf. Die Autoren vermitteln nicht nur Bekanntes, sondern steuern etwa bei der politischen Geschichte, aber nicht nur hier, auch wesentliche neue Erkenntnisse bei. Dies trifft unter anderem auf die Geschichte der NS-Zeit oder der Nachkriegszeit zu. Besonders erfreulich ist, dass die Entwicklung tatsächlich bis zur jüngsten Gegenwart dokumentiert wird. Unterstützt wird der Text durch eine Vielzahl geradezu sensationeller historischer Fotos, die von der genauen Recherche der Autoren Zeugnis ablegen. Das große Buchformat erlaubt aber auch, Ausschnitte von Karten – wie etwa des Franziszeischen Katasters – lesbar wiederzugeben.

Was den Autoren mit diesem Werk gelungen ist, muss als Heimatbuch im allerbesten Sinn bezeichnet werden. Aber es ist mehr als das. Durch die klare Kapiteleinteilung und ein umfangreiches Register ist es ein unentbehrliches Nachschlagewerk für den Bereich südlich der Traun geworden, der sowohl dem interessierten Laien, aber auch dem Fachmann rasche Informationen bietet. Ohne Zweifel wurde damit ein „Musterband“ für die Aufarbeitung der Geschichte und Entwicklung auch anderer Stadtteile geschaffen.

Fritz Mayrhofer

Otto LACKINGER, Die Linzer Industrie im 20. Jahrhundert. Herausgegeben vom Oberösterreichischen Landesarchiv, Linz 2007. 380 Seiten.

Otto Lackinger kann seine Profession und Leidenschaft nicht verbergen: es ist die Statistik! In seinem Buch: Die Linzer Industrie im 20. Jahrhundert kommt das überaus beeindruckend zum Ausdruck. Wer in Zukunft auf die von ihm ausgewiesenen Daten zurückgreift, kann das mit der Gewissheit tun, dass sie stimmen und miteinander vergleichbar sind. Natürlich ist voraus zu setzen, dass sie seinerzeit richtig erhoben und erfasst wurden. Die genaue Überprüfung dessen war eine der Aufgaben, die sich Lackinger gestellt hat, ebenso die Korrektur bisheriger Studien – ein Fehler bei anderen Autoren oder Publika-

Rezensionen

tionen wird penibel widerlegt und aufgezeigt. Nur ein Beispiel: Lackinger hat errechnet, dass die Einwohnerzahl der Stadt Linz für das Jahr 1934 bisher – bezogen auf das heutige Stadtgebiet – um 557 Personen zu gering ausgewiesen wurde. Sie betrug richtigerweise am 22. 3. 1934 exakt 115.895!

Die Studie Lackingers ist somit zu allererst eine Dokumentation der Entwicklung der Industrie an Hand der Betriebs- und Beschäftigtenstatistik. Die Struktur der Linzer Industrie und deren Veränderung werden in den verschiedenen Epochen dargestellt. Daneben werden auch Zeitreihen einzelner Unternehmen, z. B. über Umsatzentwicklungen, Exportzahlen oder Produktionszahlen ausgewiesen. Damit soll vor allem die besondere Bedeutung der Industrie insgesamt für die Stadt, aber auch das Land aufgezeigt werden.

Zu Beginn stellt Lackinger die methodische Vorgehensweise dar, wobei das Problem der Abgrenzung der Industrie zur sonstigen Wirtschaft im Vordergrund steht. Für den Autor bildet die Klassifikation der Wirtschaftskammer (zugehörige Betriebe zur Sektion Industrie) die Grundlage für die Definition als Industriebetrieb. Dass diese Klassifikation auch einige willkürliche Elemente enthält (so gibt es zahlreiche Unternehmen, welche als Gewerbebetrieb eingestuft sind, die eindeutig wie ein Industriebetrieb produzieren und auch entsprechende Größen aufweisen), wird als irrelevant angesehen. Diese Vorgangsweise schränkt natürlich ein – es gibt ein enges Bild der Industrialisierung wider. Letztlich bezieht sich die Studie auf die Darstellung der Entwicklung einer speziellen Unternehmensgruppe, die sich vor allem durch die Mitgliedschaft in der Sektion Industrie der Wirtschaftskammer definiert. Diese Klassifikation hat sich natürlich über den betrachteten Zeitraum auch geändert – zwischen 1938 und 1945 galten z. B. andere Zuordnungssysteme. Hier berücksichtigt Lackinger nur jene Betriebe, die ab 1946 nach dem Handelskammergesetz wiederum der Industrie zugeordnet wurden.

Lackinger unterteilt die Entwicklung der Linzer Industrie in vier Epochen: von 1900 bis 1918, 1919 bis 1938, 1938 bis 1945 und 1945 bis 2000. Die letzte Epoche ist wiederum durch acht eigenständige Kapitel beschrieben. Für jede Epoche gibt Lackinger einen allgemeinen Überblick über die Strukturentwicklung der Industrie insgesamt und geht dann auf Besonderheiten einzelner Betriebe ein. Durch diese Vorgangsweise wird der deskriptive Charakter der Studie nochmals unterstrichen.

Weniger gelungen ist die Einbettung der dargestellten Entwicklung in einen größeren Zusammenhang. Nur dürftig geht Lackinger auch ab und zu auf die allgemeine Wirtschaftsentwicklung und deren geschichtswissenschaftliche Bewertung ein. Somit stellt sich die Frage, welchen Beitrag eine Studie dieser Art für die Geschichtsschreibung leistet. Sie erlaubt nicht, aus der lokalen Betrachtung der Industrialisierung neue Schlüsse zu ziehen – vielleicht mag sich

die Analyse eines so kleinen Wirtschaftsraumes dafür nur bedingt eignen. Regionale Disparitäten oder regionale Rückständigkeit und deren Überwindung wären dafür aber durchaus mögliche Fragestellungen.

Für die Periode bis 1938 geht es Lackinger vor allem darum zu zeigen, dass die Linzer Industrie nicht unbedeutend war. Er hebt zwar hervor, dass bis zu Beginn des Ersten Weltkrieges Linz im Vergleich zu anderen Städten der k. u. k. Monarchie eine vergleichsweise kleine Provinzstadt war. Trotzdem sei die allgemeine Meinung, die Industrialisierung beginne erst ab 1938, falsch. Hier ist anzumerken, dass diese Erkenntnis zumindest in der geschichtlichen Fachliteratur (z. B. Lackner/Stadler, *Fabriken in der Stadt, Linz 1990*) nicht neu und schon gar nicht umstritten ist. Auch ist bekannt, dass sich die Industrie in Linz und Oberösterreich gerade vor dem Ersten Weltkrieg sehr dynamisch entwickelte. Lackinger kommt der Verdienst zu, die Beschäftigungsentwicklung der Industrie auf das heutige Stadtgebiet zu erheben und zu berechnen – eine Aufgabe, die sicherlich nicht einfach zu erfüllen war. Damit hat er die Basis geschaffen, einen Vergleich über eine Periode von mehr als hundert Jahren für die Industrie der Stadt (nach seiner verwendeten Definition) zu ermöglichen.

Eine wesentliche Besonderheit der Linzer Industrie stellte natürlich die Periode von 1938 bis 1945 dar. Penibel errechnet Lackinger den Beschäftigtenstand der Linzer Industrie entsprechend seiner angewendeten Definition. Die Daten für Linz bestätigen, dass in der sogenannten Stammindustrie die Anzahl der Beschäftigten rückläufig war, jene der Neugründungen in den letzten Kriegsjahren stark gestiegen ist. Dies gilt auch für andere Industrien in Oberösterreich. Oberösterreich war vor der NS-Ära ein „industrialisiertes Agrarland“ (vgl. Kropf, *Oberösterreichs Industrie 1873–1938, Linz 1981*), wodurch sich dominante Neugründungen von Großindustrieanlagen entsprechend in der Beschäftigungsstatistik niederschlugen und der Linzer Raum war hier als Standort einer neuen Stahl- und Chemieindustrie besonders betroffen. Lackinger zeichnet die Strukturänderungen so genau wie möglich nach und resümiert letztlich, dass „die siebenjährige NS-Ära (...) nach kurzen anfänglichen Erfolgen die industrielle Entwicklung von Linz um Jahre zurückgeworfen (hat)“ (S. 153). Er begründet dies mit den katastrophalen Folgen des Krieges und den damit einhergegangenen Zerstörungen und Schäden sowie dem Verlust an qualifizierten Fachkräften. Lackinger geht es vor allem darum zu zeigen, dass der Aufstieg zu einer führenden Industrieregion letztlich von den sich entwickelnden Bedingungen der Nachkriegszeit abhängig war. Dies ist unbestritten. Das Kriegsende, der beginnende Kalte Krieg und die Herausbildung einer neuen Weltordnung stellen eine einschneidende Zäsur dar. Mit den zur Verfügung stehenden ERP-Mitteln und dem begin-

Rezensionen

nenden Wiederaufbau ist es gelungen, die Industrieanlagen aus der NS-Zeit so umzubauen und herzustellen, dass sie sich in eine neue (westliche) Weltwirtschaftsordnung eingliedern und sich positiv entwickeln konnten. In den folgenden Kapiteln wird diese Entwicklung entsprechend beschrieben. Trotzdem ist es müßig, darüber zu diskutieren, ob Linz in der NS-Zeit gravierende Veränderungen – auch in der Industriestruktur – erfahren hat oder nicht. Selbstverständlich ist das Stadtbild in dieser Zeit maßgeblich geprägt worden. Die neuangesiedelte Großindustrie wurde hier gegründet (und nicht an anderen ebenfalls zur Auswahl gestandenen Standorten in Ober- und Niederösterreich), große Wohnsiedlungen wurden begonnen und prägen heute das Bild einzelner Stadtteile; es wurden neue Gebiete eingemeindet, um so die Voraussetzungen für eine entsprechende industrielle Expansion zu schaffen usw. Und genau auf diesen Strukturen baute letztlich auch der Wiederaufbau in Linz und Oberösterreich auf, ein Großteil der ERP – Mittel wird für den Ausbau dieser Großbetriebe verwendet (Mähr, Der Marshallplan in Österreich, Graz 1989). Die Industrieansiedlungen der NS-Zeit begründeten, dass sich Linz zur „Stahlstadt“ entwickelte. Es ist somit zu wenig, die durch großindustrielle Neugründungen in der NS-Zeit einhergehende Modernisierungsschübe mit den Kriegszerstörungen weg zu argumentieren. Auch wenn letztlich das Schicksal der neuen Industrien von den politischen Rahmenbedingungen der Nachkriegsepoche abhing, so waren doch völlig neue Strukturen gelegt worden, die nun weiter wirkten. Dies betraf auch das nun vorhandene Arbeitskräftepotenzial – denn offensichtlich konnte eine gewisse Stammbelagschaft erhalten werden, welche weitere, auch bisher ungeübte Industriearbeitskräfte aus den in den Jahren 1945/46 zuströmenden Flüchtlingen integrierten.

Dass die NS-Zeit den „düstersten Abschnitt der Linzer Industriegeschichte“ darstellte, wird von Lackinger hervorgehoben. Die als Arisierung bezeichnete Enteignung jüdischer Industrieller (und deren Ermordung), Zwangsarbeit, der Einsatz von Kriegsgefangenen und KZ-Häftlingen wird kurz angeführt. Die spezielle Verquickung gerade auch der Industrie dabei wird letztlich aber nur in den Beschäftigtenstatistiken gestreift.

Eine weitere Besonderheit des Linzer Wirtschaftsraumes stellte nach 1945 die überragende Bedeutung der verstaatlichten Industrie dar. Lackinger zeigt, dass gerade die Verstaatlichte die überaus dominante Industrie in der Wiederaufbau- und Nachkriegsperiode war und somit das Rückgrat bis in die 80er Jahre für den Aufstieg Oberösterreichs zum führenden Industrieland und des Zentralraumes Linz im Besonderen zu einem der wichtigsten Wirtschaftsregionen Österreichs bildete. Der verstaatlichten Industrie wird kurz ein eigenes Kapitel gewidmet – für die Periode 1985–1988 – Zusammenbruch

der verstaatlichten Industrie und Neustrukturierung. Die Krise der Verstaatlichten führt der Autor vor allem auf die Politik des sogenannten Austro-Keynesianismus unter Bundeskanzler Bruno Kreisky zurück – als „staatsdefizitär gestützte Beschäftigungspolitik“, welche zu einer völligen Aushöhlung der Unternehmenssubstanz führte. Anfang der 90er Jahre blieb die Entwicklung der Linzer Industrie deutlich hinter jener im übrigen Oberösterreich zurück. Damit habe sie ihre seit dem Zweiten Weltkrieg ungebrochene Rolle als „Zugpferd“ der Industrialisierung Oberösterreichs eingebüßt. Dies sei einer der bemerkenswertesten Einschnitte in der Linzer Industriegeschichte. Lackinger ist zuzustimmen, dass die Krise außerordentlich einschneidend war. Die Angst war groß, zu einer Krisenregion abzusinken, wie dies bereits seit Jahren von vielen anderen Industriezentren europaweit und auch in Österreich beobachtbar war. Hier wäre sicherlich interessant gewesen, welche Elemente dazu führten, dass die Krise eines Standortes der dominierenden Grundstoffindustrie überwunden werden konnte – anders als in anderen Regionen, denn auch das ist ein wesentliches Merkmal des Industriestandortes Linz. Das Verhältnis von Unternehmen, Sozialstaatlichkeit, Regionalplanung, Fachkräftepotenzial, Wirtschaftsstruktur usw. spielte hier eine wesentliche Rolle. Letztlich gelang es, die Unternehmen zu sanieren – nach wie vor unter der Dominanz des staatlichen Eigentümers, der sich entschloss, Kapital zuzuführen und die Betriebe nicht zu veräußern bzw. nur z. T. zu privatisieren, die strategische Führung aber zu behalten. Für Lackinger galt zwar der VA-Stahl Konzern ab 1995 bereits privatisiert, weil die ÖIAG als Beteiligungsgesellschaft des Bundes weniger als 50% der Anteile hielt. Trotzdem entsteht hier ein falsches Bild: die ÖIAG blieb der dominierende Eigentümer. Erst nach der Jahrtausendwende wurden auch die restlichen Staatsanteile unter Bundeskanzler Schüssel abgegeben. Der Prozess der gänzlichen Privatisierung war nicht unumstritten und bedeutete für einige Unternehmen auch starke Einschnitte – wie etwa das Beispiel der VA-Tech zeigte, welche heute im deutschen Siemenskonzern aufgegangen ist. So hat dieser Prozess in einigen Bereichen der Linzer Industrie auch zu einer gewissen Schwächung geführt, weil vormals wichtige eigenständige Unternehmen zu Filialbetrieben abgestiegen sind oder auch stillgelegt wurden wie neben den Schiffswerften vor allem die Tabakwerke zeigen, ein Unternehmen, das laut Lackinger über Jahrzehnte die höchste Wertschöpfung der Linzer Industrieunternehmen auswies. Insgesamt ist aber festzustellen, dass Elemente wie die sogenannte Krisenregionsregelung (durch Frühpensionierungen geförderter Personalabbau), die Entwicklung eines städtischen Wirtschaftsprogrammes, die Neugründung von Unternehmen von ehemaligen Mitarbeitern/Technikern der Industriebetriebe, das starke Wachstum des Dienstleistungssektors, die stabilisierende

Rezensionen

Wirkung von wichtigen Verwaltungszentren und viele andere Dinge mehr sowie die von Lackinger erwähnten Umstrukturierungsmaßnahmen der Unternehmen die Krise bewältigen halfen.

In seinem Resümee stellt Lackinger fest, dass die Landeshauptstadt weiterhin der bedeutendste Industriestandort Oberösterreichs blieb – 23 Prozent aller Industriebeschäftigten Oberösterreichs arbeiteten 1995 in Linz, die Betriebe erwirtschafteten 32 Prozent der industriellen Wertschöpfung des Bundeslandes. Im Jahr 1974 betrug diese Anteile noch 33 bzw. 43 Prozent (S. 354). Aus den Darstellungen Lackingers ist aber auch ersichtlich, dass mit den hier angestellten Vergleichen – Beschäftigtenzahl, Wertschöpfung usw. – die Bedeutung der Sachgüterproduktion im Allgemeinen und der Industrie im Besonderen nicht mehr befriedigend beschrieben werden kann. Durch die rasante technische Entwicklung, durch neue Arbeitsformen (Leiharbeit, Outsourcing und Übertragung bislang innerbetrieblicher Tätigkeiten an selbstständige produktionsnahe Dienstleistungsbetriebe, neue Formen der Arbeitsteilung durch neue Zulieferbeziehungen usw.) ist die alleinige Betrachtung der als Industrie klassifizierten Unternehmen nicht mehr ausreichend um den Stellenwert von Industrieproduktion im Zeitalter der nach-fordistischen oder wissensbasierten, post-industriellen, globalisierten (und was es sonst noch an Bezeichnungen für die derzeit zu beobachtende Entwicklung gibt) Produktionsweise zu beschreiben.

Aber auch in den beschriebenen vorhergehenden Perioden stellt sich beim Studium der Arbeit von Lackinger immer wieder die Frage des Zusammenhanges mit der sonstigen Wirtschaftsentwicklung in der Stadt. Wie bedeutend war nun die Industrie für andere Wirtschaftszweige, etwa auch für das Gewerbe oder die unterschiedlichen Dienstleistungen? Dass sie sehr bedeutend war, ist sicherlich aus den Anteilen der Industriebeschäftigung zu schließen. Trotzdem fehlen hier weitere Anhaltspunkte oder auch Vergleiche mit anderen Städten (Wien, Graz, Salzburg, Industriestädte in Mitteleuropa?) um die Entwicklung besser einordnen zu können. Dies ist sicherlich ein schwierigeres Unterfangen, weil die enge Betrachtung der als Industrie klassifizierten Unternehmen einen solchen Vergleich wohl nur sehr eingeschränkt zulässt.

Die Stadt fühlt sich nach wie vor als „Stahlstadt“ und damit als Industriestadt, obwohl drei Viertel der Beschäftigten im Dienstleistungssektor arbeitet. Eine umfassendere Industriegeschichte müsste deshalb auch noch andere Aspekte als jene von Lackinger aufgezeigten Daten berücksichtigen. Denn eine großbetriebliche industrielle Wirtschaftsstruktur prägt sicherlich eine Stadt in der Größe von Linz nachhaltig: durch die Stadtentwicklung und den Lebensbedingungen der Bevölkerung und insbesondere der Arbeiterschaft in der Stadt, den Ausbau der Infrastruktur, Perioden der Arbeitslosigkeit, Mi-

gration, Pendeln, aber auch das Verhalten und der Einfluss der Industriekapitäne und Industriellen auf das politische und gesellschaftliche Leben in der Stadt und darüber hinaus.

Dies mögen nur einige Aspekte sein, die zu einer Beschreibung der „Industriekultur“ und deren Entwicklung in einer Region berücksichtigt werden können. Lackinger liefert in seiner Studie dazu sehr brauchbares Datenmaterial und statistische Grundlagen. Mit seiner Arbeit hat er eine gute und nützliche Basis gelegt, die es wahrscheinlich nur für wenige vergleichbare Städte gibt.

Josef Moser

Brigitte KEPPLINGER, Gerhart MARCKHGOTT und Hartmut REESE (Hg.), Tötungsanstalt Hartheim (Oberösterreich in der Zeit des Nationalsozialismus 3), zweite erweiterte Auflage. Linz 2008. 603 Seiten. € 30,-.

Schloss Hartheim war eine der sechs Tötungsanstalten im Dritten Reich, in der bis zu 30.000 geistig und körperlich Behinderte sowie Häftlinge aus Konzentrationslagern im Rahmen der NS-Euthanasieprogramme durch Kohlenmonoxyd ermordet wurden.

Die wissenschaftliche Aufarbeitung der NS-Euthanasie in Österreich war lange Zeit aufgrund der mangelhaften Quellenlage schwierig. Erst als in den 1990er Jahren die einschlägigen Akten der Krankenanstalten zugänglich gemacht und die Archive geöffnet wurden, konnten wesentliche Forschungsergebnisse erzielt werden.

Bereits im Jahr 2005 wurde vom Oberösterreichischen Landesarchiv und dem Lern- und Gedenkort Schloss Hartheim die erste Auflage der Publikation „Tötungsanstalt Hartheim“ in der Reihe „Oberösterreich zur Zeit des Nationalsozialismus“ herausgegeben. Mit dem vorliegenden Band wird nun eine grundlegend überarbeitete und durch neue Forschungsberichte erweiterte Neuauflage präsentiert.

Es war das zentrale Anliegen der Herausgeber, mit diesem Band, ausgehend von den Vorgängen in der Tötungsanstalt selbst, eine Darstellung und Analyse der „Aktion T4“ in der „Ostmark“ und darüber hinaus für das gesamte Einzugsgebiet der Tötungsanstalt zu geben. Dieses Unterfangen ist den AutorInnen in 19 Beiträgen auf 603 Seiten sehr gut gelungen.

Es würde zu weit führen, auf alle Beiträge des Buches näher einzugehen. Vielmehr gilt die Aufmerksamkeit neu hinzugekommenen Beiträgen.

Brigitte Kepplinger befasst sich ihrem Aufsatz „NS-Euthanasie in Österreich:

Rezensionen

Die „Aktion T 4“ – Struktur und Ablauf“ mit den Vorgängen in der „Ostmark“. Die „Aktion T4“ – bezeichnet nach der Adresse der Organisationszentrale in Berlin, Tiergartenstraße 4 – begann in der „Ostmark“ im Mai 1940. Kepplinger schildert die Erfassung der Patienten bzw. potentiellen Euthanasieopfer in den staatlichen „Heil- und Pflegeanstalten“ sowie auch in kleineren Einrichtungen mit privater oder katholischer Trägerschaft. Abweichend vom üblichen Procedere wurden – wie Kepplinger belegt – zur Beschleunigung des Verfahrens und damit des Tötungsprozesses in der „Ostmark“ Gutachterkommissionen eingesetzt. Im Beitrag werden auch erstmals die Opferquoten der großen „Heil- und Pflegeanstalten“ der „Ostmark“ tabellarisch dargestellt.

Großteils neue Forschungsergebnisse präsentieren auch die regionalen Studien. Hervorzuheben sind in diesem Zusammenhang die Arbeiten von Norbert Aas. Sein Beitrag „Von der Logistik des Todes. Die Verlegung von bayerischen Anstaltskranken nach Schloss Hartheim (August 1940 bis August 1941)“ bietet einen guten Überblick über die „Aktion T 4“ in Bayern. Aas konnte auch die Transportlogistik genau rekonstruieren und hat die Ergebnisse in Tabellenform in seinem „Kalendarium der „T 4“- Transporte aus bayerischen Heil- und Pflegeanstalten“ dargestellt.

Der „Aktion T4“ in der Steiermark widmet sich der Beitrag von Helge Stromberger, wobei im Blickpunkt der Betrachtung die Heil- und Pflegeanstalt „Feldhof“ steht. Mit der Erhebung der „T4 Opfer“ der Wiener Anstalten „Am Steinhof“ und Ybbs befassen sich Helge Stromberger bzw. Pia Schölnberger und Susanne Überlackner. Oliver Seifert behandelt die „Aktion T 4“ in Tirol mit Schwerpunkt auf der Heil- und Pflegeanstalt Hall i. Tirol.

Neben dem Fokus auf die „Aktion T 4“, befasst sich der Band auch mit dem bisher noch wenig erforschten Gebiet der NS Euthanasie, der „Sonderbehandlung 14f13“, in deren Rahmen kranke, invalide oder aus anderen Gründen selektierte Häftlinge aus den Konzentrationslagern in den Tötungsanstalten ermordet wurden.

Mit der Durchführung dieser Tötungsaktion in Hartheim setzt sich Florian Schwanninger in seinem Aufsatz „Wenn du nicht arbeiten kannst, schicken wir dich zum Vergasen. „Die Sonderbehandlung 14f13“ im Schloss Hartheim 1941–1944“ eingehend auseinander.

Irene Leitner befasst sich in ihrem Beitrag mit der Frage des Wissens der Bevölkerung um die Euthanasiemorde und den daraus resultierenden Aktionen des Widerstands.

Florian Schwanninger informiert über die Entwicklung des 1998 begonnenen Projekts „Gedenkbuch Hartheim“, dessen Ziel es ist, die bisher anonymen Euthanasieopfer namentlich zu erfassen und ihnen so ihre Individualität

zurückzugeben. Bisher konnten rd. 24.000 Namen ermittelt werden. Insgesamt dokumentiert der vorliegende Band die großen Fortschritte der letzten Jahre und den aktuellen Wissenstand auf dem Gebiet der NS-Euthanasieforschung in Österreich. Alle Beiträge enthalten gut verständliche und leicht lesbare Darstellungen und Analysen zu den Euthanasieaktionen des Nationalsozialismus mit dem Schwerpunkt Hartheim.

Anneliese Schweiger

Mitteilungen des Museumvereines Lauriacum-Enns, Heft 45, 114. Vereinsjahr, Enns 2007. Schriftleitung Franz DOUBEK und Dr. Reinhardt HARREITHER, 82 Seiten.

Pünktlich berichten die MMV Laur. N. F. 45 / 2007 über die Tätigkeit des Vereins im Jahr 2006, in dem es zu Verhandlungen über Limes-Museum und Enns kam (Konferenz im Schloß Ennsegg am 22. 11.), über die Ausstellung „Enns auf alten Postkarten und Fotografien“ sowie über den Besuch von „navis lusoria“ in Enns (21. 8.).

Der erste Aufsatz von Rudolf Fleischanderl ist einem Besuch des MV Enns und Umgebung bei den Passionsspielen in Horitz 1894 gewidmet (das zufällig aufgetauchte Abzeichen mit Inschrift wäre ein Objekt für die Numismata Oberdenisia). Christof Flügel referiert über „Museen am Limes in Deutschland und Österreich. Strukturen – Ziele – Chancen“ und beschreibt die Arbeitsgemeinschaft „Römische Museen am Limes“. Reinhardt Harreither schildert die Bedeutung von „Welterbe Donau-Limes. Chancen für das Museum Lauriacum“. Welterbe Limes wurde vom Ministerium am 1. 2. 2008 bei der UNESCO in Paris beantragt. In einem anderen Beitrag bespricht Reinhardt Harreither eine neue Publikation über die archäologische Sammlung des Stadtmuseums Wels und das Museum Quintana – Archäologie in Künzing. Laurin Holzleitner berichtet vom Eintreffen des navis lusoria, eines römischen „Leichtschiffes“, im Ennshafen. Herbert Kneifel stellt eine Dichterin aus Enns, Maria Braunsperger (1892–1962) vor, von der er durch einen Zufallsfund 585 Gedichte erfassen konnte, darunter das Festgedicht zum 700jährigen Jubiläum der Stadtrechtsverleihung anno 1912. Erinnerungen an 50 Jahre Stadthalle hält Herbert Kneifel fest, an die Eröffnung des Neubaus vom Linzer Architekten Max Demetz am 11. 12. 1955, an den von Friedrich Mayr gefertigten Schlüssel für die Stadthalle, die umstrittenen Boxkämpfe in der Kulturstätte und an das Anton-Bruckner-Gedächtniskonzert unter Bruno Walter mit den Wiener Symphonikern am 1. 7. 1956, zu einer Zeit, als Linz noch kein Brucknerhaus hatte.

Rezensionen

Er beschreibt ferner zwei Gedenksteine zum Todesmarsch durch Enns im April 1945 sowie die Erhaltung des Taborteichs in Enghagen als Naturdenkmal 1979 (zum Tag des offenen Denkmals am 17. 9. 2006); Alois Hamberger erhielt dafür den Umweltschutzpreis. In die kaiserlose, die schreckliche Zeit von 1250 bis 1278 entführt den Leser schließlic Hermann Schmidl.

Die Festschrift zum 100. Geburtstag von Herbert Kneifel, an der man damals im Museum Lauriacum gearbeitet hat, ist inzwischen erschienen. Alle guten Wünsche dem rüstigen Jubilar und dem rührigen Museumverein!

Georg Wacha(†)

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines](#)

Jahr/Year: 2008

Band/Volume: [153](#)

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: [Rezensionen. 527-560](#)